

Das Erbe der Ahnen

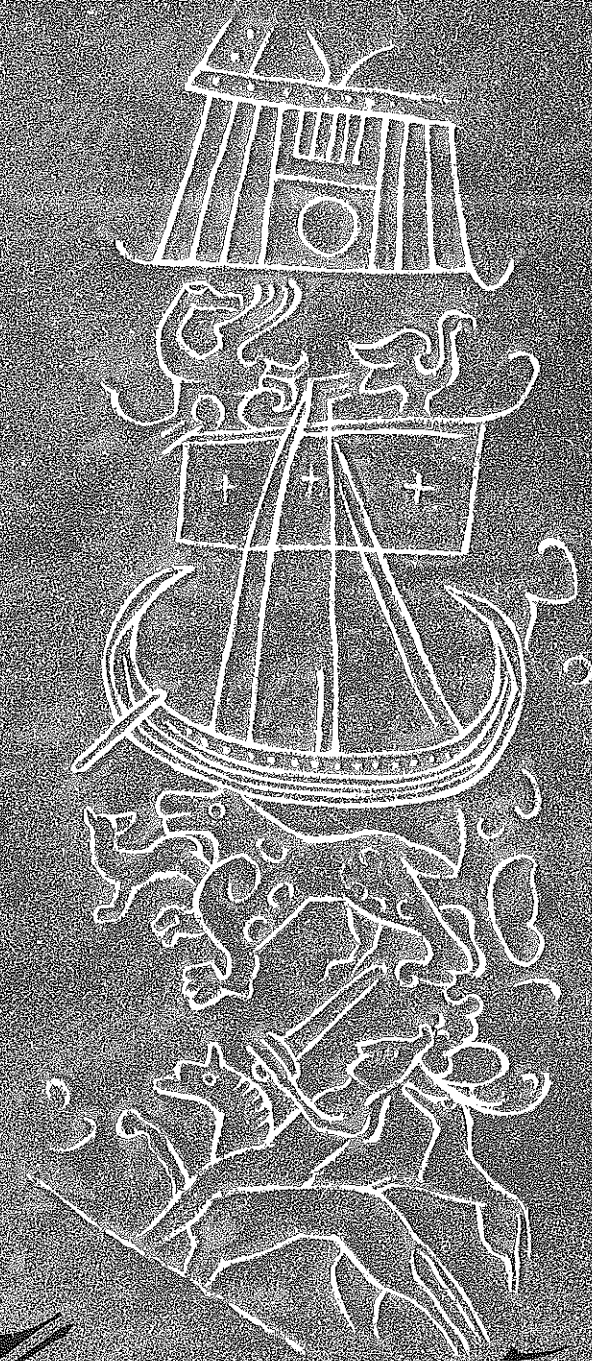
dem deutschen Volk in Wort und Bild zugänglich zu machen ist Aufgabe und Ziel unserer Verlagsarbeit. Sie umfaßt daher Forschung und Lehre über Raum, Geist und Tat des nordrassigen Indogermanentums. Sind doch in ihm jene unüberwindlichen Kräfte beschlossen, die seit Jahrtausenden fortwirken und aus denen wir wie unsere Ahnen auch heute empfangen:

Erbe, Glauben, Tat.



Verlags-Prospekte erhalten Sie in jeder Buchhandlung oder vom Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem

Monatshefte für Germanenkunde



Germanen

Heft 10 - Oktober 1942 - RM 0.60

Inhaltsverzeichnis

J. D. Plassmann	„Der Toten Totenruhm“	337
Theobald Bieder	Die germanische Mythologie im 19. und 20. Jahrhundert (II.)	340
Friedrich Leuschner	Wozu diente die Sonnenwendwarte der Externsteine?	348
Karl Theodor Hoeniger	Die Zauberrute vom Piperbüchel	357
Die Fundgrube	Friedrich Mößinger: Alte Bilder mit Trojaburgen	363
	D. Emmerig: Don-Donetz-Donau	365
	Hermann Harder: Zur Deutung des Namens Tamfana	366
Die Bücherwaage	Hans Urbanek: Die frühen Glachgräberfelder Ostpreußens	367
	Joachim Hoffmann: Die spätscheldische Kultur des Remellandes	367
Der Umschlag wurde von Eugen Nerding, Augsburg, gestaltet unter Verwendung seines Holzschnitts aus dem Buche „Der Jahresring“ von J. D. Plassmann.		

»Germanien« Monatshefte für Germanenkunde

Zeitschrift aller Freunde germanischer Vorgeschichte. Herausgegeben von der Forschungs- und Lehrgemeinschaft „Das Ahnenerbe“. Hauptschriftleiter: Dr. J. D. Plassmann, Berlin-Dahlem, Pücklerstraße 16. Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, Ruhlandallee 7-11.

14. Jahrgang, Neue Folge Band 4, Heft 10.

Bezugspreis: Einzelheft M. - 60, 3 Hefte vierteljährlich durch die Post RM. 1.80. Zahlungen: Postcheckkonto Leipzig 9978. - Bezug durch die Post sowie durch den Buch- und Zeitschriftenhandel. Versandort Leipzig. Postverlagsort Leipzig. - Beilagen und Anzeigen werden z. B. nach Preisliste 1 berechnet. - Falls bei Postzustellungen unserer Zeitschrift „Germanien“ Unregelmäßigkeiten auftreten, bitten wir zunächst diese bei Ihrem Briefträger, dann erst bei dem Ahnenerbe-Stiftung-Verlag, Berlin-Dahlem, zu beanstanden.

J. D. Plassmann / „Der Toten Totenruhm“

In meinem Aufsatz „Von der germanischen Totenruhe“ (Germanien 1942, S. 83-87) habe ich dargelegt, daß die germanische Totenfeier drei wesentliche Bestandteile hatte: zuerst die eigentliche Klage („wöp“), dann den kunstvollen Ritt um die Bahre oder das Grab des Helden, und drittens das Preislied oder die Lobrede auf den Helden, in der seine Taten gefeiert werden („dóm“). Ich habe dabei (S. 86) auf eine Stelle in der Sachsegeschichte des Widukind von Corvey verwiesen, wo das Heldenlob an der Bahre Ottos I. wiedergegeben wird. Es sind alle Elemente darin wiederzufinden, die auch die Lieder auf Attila und Beowulf enthalten: „populus pro eius laude et gratiarum actione multa locutus“, „das Volk sprach viel zu seinem Lobe und Danke“, wobei dann die hauptsächlichsten Taten aufgezählt werden. Wörtliche Anklänge an eine Formel im Heliand (fagar folk filu sprakum, lofword manag liudio hërron) lassen mich vermuten, daß Widukind dabei aus dem Formelschatz germanischer Dichtung geschöpft hat.

Bei Widukind von Corvey finde ich nun noch eine andere Stelle, die das Heldenlob über einen gefallenen Königssohn wenigstens in ähnlicher Weise wiedergibt. II. 11 erzählt Widukind sehr lebendig von dem Bruderkrieg zwischen dem jungen König Otto und seinem Halbbruder Thankmar, der aus Heinrichs I. früher Ehe mit Hatheburg entsprossen war, die jedoch auf Betreiben der Kirche wieder getrennt wurde. Thankmar war dadurch in eine schiefe Stellung geraten und hatte auch sonst genug Grund zur Verbitterung: „Seine Mutter hatte reichen Besitz gehabt; und obwohl er von seinem Vater mit noch mehr anderem Gute beschenkt worden war, trug er es mit Ingrimm, daß man ihm sein mütterliches Erbteil geraubt hatte, und darum ergriff er die Waffen gegen seinen Herrn und König.“ Es ist das Motiv des um das Erbteil entbrannten Bruderkrieges - der germanischen Dichtung so geläufig, wie der germanischen Wirklichkeit; und wie in einem Heldenlied nimmt die Tragödie ihren Lauf. Thankmar erstürmt mit seiner Gefolgschaft die feste Belege (Babilik) und nimmt den jüngeren Heinrich, seinen zweiten Halbbruder gefangen; dann wirft er sich in die feste Eresburg. Die Burg öffnet vor dem herannahenden König die Tore, Thankmar flüchtet in die Kapelle; auf den Stufen des Altares wehrt er sich mit wackeren Hieben gegen die anbringenden Feinde, da macht ein tückischer Lanzenstoß durch das Altarfenster seinem Leben ein Ende. Der siegreiche jüngere Bruder tritt an die Leiche des unglücklichen älteren: „Indem er das Geschick des Bruders beklagte und die Güte seines Herzens zeigte, sprach er wenigstens ihm zum Lobe und zu Liebe“ - „pro laude eius ac industria pauca locutus“.

Pro eius laude pauca locutus (1) - das ist, in ganz entsprechender Lage, ein deutliches formelhaftes Gegenstück zu jenem anderen: „pro eius laude multa locutus“, wofür wir die altfriesische Urform ermittelt hatten: „fagar folk filu sprakum lofword manag liudio hërron“ (2); der Unterschied ergibt sich aus der bei aller Entsprechung sonst doch grundverschiedenen Sachlage. Hier die ehrenden Worte, die dem Brauche gemäß der siegreiche König über die Leiche des als Rebell gefallenen Halbbruders spricht; dort das Heldenlob des Volkes an der Bahre des in seinem vollen Ruhme dahingegangenen Königs. Der Geschichtsschreiber nimmt es als einen Beweis für die Herzensgüte seines Königs, von der man hier sonst wenig spürt: die Mörder gehen, mit Rücksicht auf die Kriegslage, straffrei aus, die drei Gefährten des Erschlagenen

werden dem Strange überliefert. Und doch spricht er ihm, mit dem er sich nie verstanden, wenige Worte zur Ehre: denn so erheischte es gewiß die germanische Sitte, daß kein Sippenangehöriger ohne den „dóm“, die „göd word fora gumun“ (Heliand 4001) dahingehe. Die germanische Dichtung hat uns eine ganz ähnliche Szene bewahrt, die das Heldenlob eines siegreichen Königs an der Leiche des feindlichen Bruders wiedergibt. Es ist das alte Lied von der Hunnenschlacht, in dem die Erinnerung an den Bruderkrieg der Goten in der fatalaunischen Schlacht fortlebt – auch hier ist der Gegensatz zwischen dem legitimen Thronerben und dem unehelich geborenen Halbbruder (3) das eigentliche dichterische Motiv. „Heidrek, der erschlagene Götterkönig (4), hat außer dem vollblütigen Sohne Angantyr einen Bastard hinterlassen, Hlöd, den Sproß der hunnischen Königstochter, der bei seinem Muttervater Humli im Hunnenlande aufgewachsen. Dieser Humli ist also an die Stelle des geschichtlichen Attila, des Besiegten in der Völkerschlacht, getreten.“ Hlöd erscheint nun am Hofe des Bruders, sein Erbe zu fordern, die Hälfte des gesamten Gutes des verstorbenen Heidrek. Angantyr bietet ihm statt dessen eine schwere Menge von Schätzen – qui licet a patre alia plura sit ditatus, heißt es bei Widsund – in eine funkelnde Strophe gefaßt, die sicher zum ältesten Bestande westgotischer Dichtung gehört (5):

Will dich im Eisen mit Silber bedecken,
will dich im Behen mit Gold überschütten,
daß Ringe rollen rings um dich her.

Bergebens; Hlöd „trägt es mit Ingrim, daß man ihm sein Erbteil geraubt, und so ergriff er die Waffen gegen seinen königlichen Bruder“, nachdem er von Angantyr's Ratgeber Sigur noch als Bastard beschimpft worden ist. Er führte ein riesiges Hunnenheer gegen die Goten, aber er selbst fällt in der blutigen Schlacht, wie jener Westgötterkönig Theoderik, der sein historisches Vorbild gewesen sein mag. Auf der Balstatt findet Angantyr den Leichnam seines Halbbruders Hlöd. Da sprach er – miseratus fratris fortunam, könnte man mit Widsund sagen: „Ich hot dir, Bruder, bruchsfreie Ringe, an Geld und Gut, was all dein Begehr; erlangt hast du nun als Lohn des Kampfes nicht Land noch Leute, noch lichte Ringe. Ein Fluch traf uns, Bruder; dein Blut hab ich vergossen! Nie wird das ausgelöscht – Unheil schuf die Norne.“

Das Motiv vom Kriege zwischen den ungleich geborenen Brüdern, tief in der Lebenswirklichkeit begründet wie auch in der Geschichte wirksam, mag schon zu Ottos Zeiten eine dichterische Behandlung des Krieges zwischen Otto und Thantmar hervorgerufen haben, die Widsunds Schilderung zugrunde gelegen haben mag. Darauf deutet auch die Glorifizierung des Mundschentken Tamma in dem anschließenden Kampfe um die Burg Earun – „Tamma pincerna, multis aliis rebus bene gestis olim famosus, factus est clarus“ (6). So ist die lobende Rede, die „lofword“ oder der „dóm“ an der Leiche des Toten, als dichterisches Motiv doch tief in der Wirklichkeit germanischen Lebens begründet. Es sind die „guten Worte vor den Leuten“, die „göd word fora gumun“, von denen der Heliand spricht, und die sicher auch in einer berühmten und heute viel, wenn auch meist nicht im ganz richtigen Sinne, zitierten Stelle der altnordischen Havamal gemeint sind (76/77; Thule II, S. 131, Str. 68/69):

Besiz stirbt,
Sippen sterben,
du selbst stirbst wie sie;
doch Nachruhm
stirbt nimmermehr,
den der Bäckere gewinnt.

Besiz stirbt,
Sippen sterben,
du selbst stirbst wie sie;
eins weiß ich,
daß ewig lebt:
der Toten Zatenruhm.

Deyr fé,
deyia frændr,
deyr siálfr it sama;
en orztírr
deyr aldregi,
hveim er sér góðan getr.

Deyr fé,
deyia frændr,
deyr siálfr it sama;
ek veit einn,
at aldri deyr:
dómr um dauðan hvern.

Mir scheint, daß Felix Venzmers sonst so ausgezeichnete Übersetzung an dieser Stelle den ursprünglichen Sinn nicht ganz richtig wiedergibt. „Nachruhm“ und vor allem „Zatenruhm“ erscheint mir als zu pathetisch für das, was hier eigentlich gemeint ist. Das altnordische „ortírr“ in Str. 68 ist wörtlich „Wortzier“, vielleicht auch schon „Wortruhm“; es sind die „göd word fora gumun“, die guten Worte vor den Leuten, die im Heliand dem „dóm“, dem Urteil über den Verstorbenen gleichgesetzt werden, oder das, was man nach Widsund „pro eius laude“ spricht. Es mag etwa dem Sinne des „sie haben einen guten Mann begraben“ von Matthias Claudius entsprechen und steht jedenfalls dem Begriffe „gutes Andenken“ näher als dem eigentlichen Ruhme; am wenigsten im Sinne der französischen gloire. Wörtlich heißen die letzten drei Halbzellen von Str. 69: „Ich weiß eines, das nie stirbt: die (gute) Nachrede um welchen Toten auch immer.“ So stimmt es auch zu der ganzen Haltung dieses alten Sittengedichtes, von dem Andreas Heusler (Thule II, S. 123) mit Recht sagt: „Bäuerliche Kreise sehen wir vor uns, da und dort mit einem Stich ins Kleinbäuerliche, Beengte, Wifingtum und Hofdienst, diese festlichen Seiten des altnordischen Lebens, bleiben fern“, um dann allerdings gleich fortzufahren: „und dennoch die Waffe als der notwendige Begleiter und das starke Ichgefühl, das auf Denkstein und Nachruhm zählt!“ Aber weder Otto noch Angantyr haben besonderen Grund, an der Leiche des als Rebelle gefallenen Halbbruders ihren „Nachruhm“ oder gar „Zatenruhm“ zu verkünden; neben der natürlichen Trauer um einen nahen Verwandten ist es das Gefühl, über den tragisch Geendeten Gutes sagen zu müssen, das ihnen die wenigen Lobworte oder Trauermorte eingibt. Wir teilen dies Gefühl auch heute noch; es gehört zu den Grundstimmungen unserer „Mitterlichkeit“; ein wenig streift es auch den Sinn des lateinischen „de mortuis nil nisi bene“. Im Grunde ist es wohl das Solidaritätsgefühl des Siegers gegenüber dem, der aus dem Lofe der Nornen den schwarzen Stab gezogen hat – „Unheil schuf die Norne“, sagt Angantyr, und Otto beklagt das Schicksalslos des Bruders (miseratus fratris fortunam). Die „lofword manag“, die „göd word fora gumun“, der „dóm“, ist es, was länger lebt als der Tote selbst und als sein tragisches Schicksal.

(1) Wenn Bohmann-Hirsch in der Textausgabe (Hannover 1935), S. 77, Anm. 3, auf Vergil Aen. IV v. 337: Pro re pauca loquar als angebliches Vorbild für diesen Ausdruck Widsunds verweist, so zeigt das deutlich, wie unsuchtbar, ja wie sinnlos es ist, diese Segle deutscher Geschichtsschreiber in lateinischer Sprache abschließend vom

lateinischen her zu betrachten und zu erklären. — (2) Ähnlich auch Heland 3664 f.: „folgodun is ferdi, spráku filu wordo / themu landes hirdic te lobe“ — „sie folgten seiner Spur und sprachen viele Worte dem Landhirten zu Lobe“. In den Evangelientexten findet sich nichts, was hieran anklängt. — (3) Nach kirchlichen Gesetzen galt Thantmar nach der Ungültigkeitserklärung der Ehe seiner Eltern als unehelich; er ist auf Grund dessen von Heinrich I. auch bezüglich seiner mütterlichen Erbschaft stark benachteiligt worden; vgl. Widukind II, 9; Eohmann-Hirsch S. 73. Diese Benachteiligung durch Heinrich hatte sicher politische Gründe; trotz der gebotenen Entschädigung wird Thantmar Grund genug zum Zorn gehabt haben. — (4) Aus der Einleitung zum „Lied von der Hunnenschlacht“; vgl. Thule I, 24 ff. (Andreas Heusler zu Gengners Übersetzung). — (5) In dem lateinischen Walthariliede, dessen Stoff sicher westgotischen Ursprungs ist, sagt Attila (405): „hunc ego mox atro vestirem saepe recocto / et tellure stantem hinc inde onerarem / atque viam penitus clausissem — vivo — talentis“ — „den würde ich gleich in geläutertes Gold hüllen und im Stehen von allen Seiten damit bedecken und ihm den Weg mit Schätzen gänzlich versperren, so wahr ich lebe!“ — (6) Es wird also durch diese Tat eine höhere Stufe der Berühmtheit erreicht: clarus ist mehr als famosus. Famosus ist der, von dessen Taten die fama erzählt; clarus wird er, wenn er auf eine höhere Stufe des Heldenruhmes gelangt. Die Eigenart der lateinischen Worte spiegelt sich mit außerordentlicher Deutlichkeit in dem altfriesischen gifrāgi und māri wieder; gifrāgi ist „durch Hören bekannt, berühmt“, (Hel. 977, 2810), angelf. gefraege (Beow. 55, 2480), māri drückt einen höheren Grad der Berühmtheit aus (Heland 279, 535, 927, 1246). Wir erfahren nun II, 55 von einem anderen: „ex hoc Hosed clarus et insignis habitus“, nämlich durch seinen Sieg über den Slawenfürst Stoineff. Dieser Hosed (das H ist unecht) begegnet uns nun als ein Witzenkämpfer Sjö in der späteren Thidrekssaga wieder; das zeigt uns, was die Erhebung zum Range eines „clarus“ oder „māri“ eigentlich bedeutet: die Aufnahme in die „Māre“, in das Heldenlied. — Ich werde im größeren Rahmen diese Ausdrücke und ihre Bedeutung für die Sagenforschung ausführlicher behandeln.

Theobald Bieder

Die germanische Mythologie im 19. und 20. Jahrhundert

II

Am Beginn des 20. Jahrhunderts steht ein bedeutsamer Fund: der im September 1902 aus dem Trundholm-Moor auf Seeland gehobene Sonnenwagen. Auf einem sechs-rädrigen, von einem Pferde gezogenen Wagen steht eine Bronzescheibe, die auf der einen Seite vergoldet ist; diese Scheibe ist als Abbild der Sonne anzusehen. Die beste Abbildung dieses wichtigen Fundes brachte die „Urgeschichte Europas“ von Sophus Müller, 1905 (nach dieser Tafel 76 im 13. Bande des Reallexikons der Vorgeschichte von Max Ebert). Dieser Fund war gleichermaßen für die Archäologie wie für die Mythologie bedeutsam. Für Sophus Müller war der Sonnenwagen ein Beweis dafür, daß der Sonnenkult und auch die Darstellung des Pferdes sich aus der griechischen Dippylonzeit nach den nordländischen Stämmen verpflanzt haben. Vergeblich fragen wir uns, wie ein Mann, der um die Vorgeschichte sich so verdient gemacht hat wie Sophus Müller, ein so abwegiges Urteil abgeben konnte, ganz abgesehen davon, daß andere Archäologen das Sonnenbild in die Zeit der mykenischen Kultur setzen, wohin es seiner Ornamentierung nach auch gehört.

Geradezu entgegengesetzt ist denn auch die Auffassung eines Mythensforschers, nämlich Paul Herrmanns, der in der „Nordischen Mythologie“, 1903, schreibt: „Dieses dänische Sonnenbild ist nicht eine Ausstrahlung klassischer Vorstellungen, sondern ein nordischer Versuch, die Bewegung der Sonne zu erklären, den man an das Pferd anknüpfte, das edelste Haustier. Ohne Zweifel stellt der Fund ein Kultusbild dar, und die Vermutungen über einen Sonnenkultus im nördlichen Europa erhalten damit festen Boden unter den Füßen. Die eddische Vorstellung des Sonnenwagens, den die Sonnenrosse Arwafr und Mäwinn ziehen (Grimm's mal 37) wird damit in prähistorische Ferne gerückt, und die Annahme einer klassischen Beeinflussung ist von vornherein abgeschnitten“.

So setzt ein Fund die Forschung nach verschiedenen Richtungen in Bewegung, und für die Mythologie war es außerordentlich wichtig, daß hier eine Verbindung der späten Edda mit der frühen gemeingermanischen Zeit — so darf man ja wohl sagen — hergestellt wurde.

Eine gemeingermanische Zeit, d. h. eine Zeit, in der die Germanen über einen gemeinsamen Mythenschatz verfügten, ist zweifellos anzunehmen; aber die Verhältnisse liegen nun einmal so: auf der nordischen Seite die späte Überlieferung der Edda und der Sagas, bei den Sü germanen wohl teilweise frühere, aber nur in Bruchstücken erhaltene Überlieferung. Darum hat Paul Herrmann eine Teilung vorgenommen: seiner Nordischen Mythologie war bereits 1898 eine „Deutsche Mythologie“ vorangegangen. Beide Bücher weisen die gleiche Einteilung auf, zeigen aber doch grundlegende Unterschiede. Einrock's Mythologie wird als veraltet beiseite geschoben, aber Jakob Grimms unsterbliches Werk, einschließlich der Märchen- und Sagensammlungen glauben wir hier in verjüngter Form wiederzufinden. Und dazu gesellen sich natürlich neuere Forschungen (Kuhn, Mannhardt und andere). Alle diese Forschungen hat der Verfasser, wie er sagt, selbständig zusammengestellt, das heißt doch wohl, daß er ein solches Bild deutscher Mythologie gegeben hat wie es ihm als richtig erschien. Diese Einschränkungen wird man bei allen Darstellungen germanischer Mythologie machen müssen. Mit Recht hat Herrmann die Germania des Tacitus ausgiebig herangezogen, denn aus ihr ergeben sich ja nicht nur Beziehungen zur späteren, sondern auch zur früheren, vorgeschichtlichen Zeit; so findet der zwei Jahrzehnte vor dem Fund von Trundholm im Dejbjerg-Moor bei Ringjövöng gefundene Wagen (abgebildet u. a. in der Kulturgeschichte Schwedens von Oscar Montelius, 1906, S. 159) seine Entsprechung in dem Germania, Kap. 40, beschriebenen Wagen der Nerthus.

Ebenfalls 1898 erscheinen nordische und deutsche Mythologie vereint als „Germanische Mythologie“ in dem zuverlässigen Werke J. H. (d. h. Ida) Schlenker's, dessen vierte Auflage von 1925 wohl die am weitesten verbreitete ist.

Im übrigen waren die Jahre 1898–1902 geistig sehr regsam und zugleich aufwühlend. Auf der einen Seite stehen die vielen völkischen Erneuerungsbestrebungen, aus deren Reihe der Kreis um Ernst Wachler mit seinen Zeitschriften (Kynast, Deutsche Zeitschrift und Iduna) hervorgehoben sei, denn dieser Kreis war durchaus volkhaft — heidnisch — germanisch bestimmt. Ihm gehörten u. a. an: Alexander von Peez, dessen „Haine und Heiligtümer“, 1899, bleibenden Eindruck hinterlassen, und Friedrich Zischbach, der damals in Wiesbaden lebende Kunstgewerbebeschuldirektor, der den Sinnbildern in der Weberei aller Zeiten und Länder nachgegangen ist und 1902 ein Buch herausgegeben hat: „Aegart und Wittgart und die schönsten Lieder der Edda“. In ihm suchte er nachzuweisen, daß das rechtsrheinische Land zwischen der Sieg und der Wupper die Heimat der Eddalieder sei.

Auf der anderen Seite stehen die „panbabylonistischen“ Bestrebungen, eingeleitet mit der von Friedrich Delitsch 1898 verfaßten Propagandaschrift „Ex oriente lux!“ und fortgeführt in desselben Babel-Bibel-Vorträgen, die 1902 begannen. Man sage nicht, daß das alles mit der germanischen Mythologie doch gar nichts zu tun habe. Gewiß hat es das, wenn zunächst auch nur im negativen Sinne. Die Schrift von 1898 forderte die Opferfreudigkeit hochgesinnter deutscher Männer auf, die Entdeckungsarbeiten auf den babylonisch-assyrischen Ruinenstätten und damit die Aufgaben der jungen Deutschen Orientgesellschaft zu unterstützen. Und die Anteilnahme, die unser letzter Kaiser gerade den Babel-Bibel-Vorträgen entgegenbrachte,

musste in der breiten Öffentlichkeit die für uns doch wirklich wichtigeren Fragen deutsch-germanischer Vergangenheit in den Hintergrund treten lassen. „Germanen stehen uns ja so fern“, schrieb damals Alexander von Preez mit treffender Ironie.

Aber es zeigt sich auch hier, daß eine geistige Bewegung, mag sie auch noch so weitab liegen, andere Richtungen nicht unbeeinflusst läßt. So will es mir scheinen, als ob die schon mit der Gründung der Gesellschaft für vergleichende Mythologie (Juni 1906) beginnenden Veröffentlichungen der „mondkultischen“ Schule mit dem durch Deligisch entflammten Interesse für den Orient zusammenhängen. Darüber wird später noch zu berichten sein.

Von grundlegender Bedeutung – freilich auch für eine spätere Zeit – wurden zwei Werke des Jahres 1904, in denen sich stärkste Gegensätze aussprachen. Das eine war das große Werk des Schweden Bernhard Salin „Altgermanische Tierornamentik“, das andere die kleine, nur 38 Seiten enthaltende Schrift Karl Schirmeisens „Die Entstehungszeit der germanischen Göttergestalten“. Jenes Werk, das schließlich auch die mythologische Forschung befruchtet hat, wies mit Nachdruck auf das große gotische Reich am Schwarzen Meer hin, dem es eine wichtige Vermittlerrolle zwischen dem Orient, der klassischen Antike und den nordischen Germanen zuschrieb. Es lenkte den Blick somit nach Südosten, während Schirmeisen das Bodständige germanischer Mythologie nachzuweisen suchte. Er ging dabei weiter als wohl alle Mythologen vor ihm, indem er die Ansicht aussprach, „daß das indogermanische Urvolk durch die Germanen selbst repräsentiert wird“, und zwar eben auf mitteleuropäischem Boden. In dieser Beziehung hatte er allerdings einen gleichgestimmten Zeitgenossen in Georg Biedenkapp („Aus Deutschlands Urzeit“, 1904). Schirmeisen führt einzelne Göttergestalten tief in vorgeschichtliche Zeit zurück; diese Götter „müssen dann auch mehr oder weniger deutlich das Gepräge dieser Epochen tragen“. Jede einzelne Gottheit „ist das Spiegelbild der materiellen, geistigen und sittlichen Kultur des Volkes, von dem sie geschaffen wurde“. So muß es nach Ansicht des Verfassers gelingen, aus der Kleidung, dem Schmuck, den Waffen usw. der einzelnen Gottheiten Rückschlüsse auf ihre Entstehungszeit zu ziehen. Manche dieser Rückschlüsse werden uns wohl nicht ganz stichhaltig erscheinen, aber es will doch etwas besagen, daß die Schrift sich der Unterstützung durch die bekannten Professoren Matthäus Much, Wien, und Njehat, Brünn, erfreuen durfte.

1909 folgte das größere Werk Schirmeisens „Die arischen Göttergestalten. Allgemeinverständliche Untersuchungen über ihre Abstammung und Entstehungszeit“ (336 Seiten). Dieses Buch ist mir nur aus einigen Besprechungen bekannt geworden, aus deren Reihe ich auf die zustimmende von Prof. Njehat (Mannus I, 1909) verweise. Der Schluß dieser Besprechung sei hier wiedergegeben: „Die Wirksamkeit Veritas und die Flucht Aegis werden mit der Eiszeit identifiziert. Indras Sieg über Veritas repräsentiert die Nacheiszeit. Der winterliche Charakter Varunas deutet auf vorneolithische Entstehung; er ist offenbar eine Weiterentwicklung des eiszeitlichen Feuergottes Washtir. Da der Schleuderstein fast die einzige Waffe Indras ist, so fällt die Entstehung dieses mit Thor-Donar identischen Gottes in das Neolithikum. Ähnlich fällt die Entstehungszeit Mithras (= Merkur) in die ältere Metallzeit, da unter den Waffen dieses Frühlingsgottes das Schwert fehlt. Das Endergebnis aller dieser Untersuchungen ist, daß im vedischen Olymp die Mythologien dreier Völkergruppen vereinigt sind; es waren dies wahrscheinlich Germanen, nördliche Mischvölker und Iranier.“

Zu ähnlichen Ergebnissen wie in diesem Buche kam Karl Schirmeisen in der großen, im

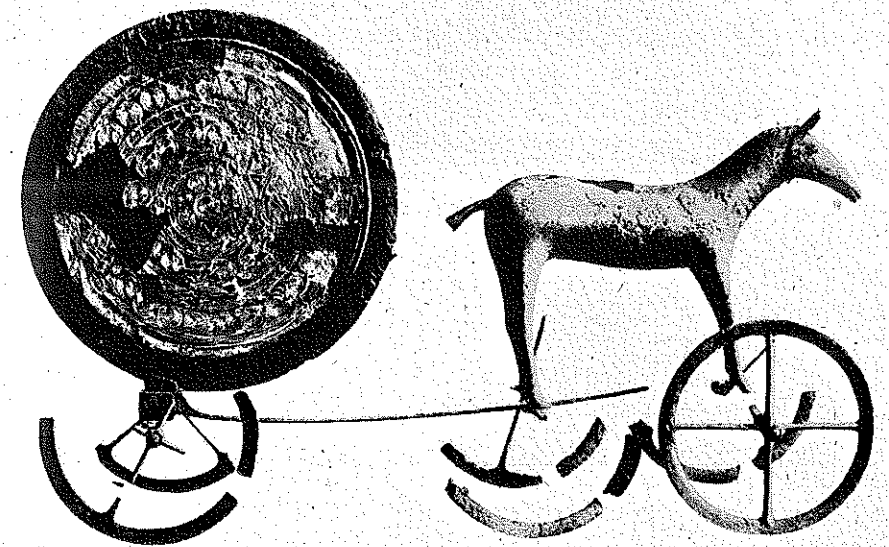


Abbildung 1. Sonnenwagen von Trundholm im jetzigen Zustande. Aufnahme Archiv

3. Jahrgang des „Mannus“, 1911, veröffentlichten Arbeit (der Gustaf Kossinna einige Vorbehalte vorausschickte): „Buchstabenschrift, Lautwandel, Göttersage und Zeitrechnung“.

Das Jahr 1909 brachte dann noch „Die Götter und Göttersagen der Germanen“ von Friedrich von der Leyen (2. veränderte Auflage 1920) und „Religion und Mythos der Germanen“ von Wolfgang Goldther. Dieses mit wenig ansprechenden Bildtafeln ausgestattete Buch zeigt die gleiche Zurückhaltung wie das größere Werk von 1895.

Welche Stellung die germanische Mythologie in der „offiziellen“ Wissenschaft Deutschlands vor dem ersten Weltkriege einnahm, läßt sich aus dem Bande „Die Religionen des Orients und die altgermanische Religion“ des von Paul Hinneberg herausgegebenen Sammelwerks „Die Kultur der Gegenwart“, 2. Auflage, 1913, erkennen. Der Abschnitt über die germanische Religion war von Andreas Heusler verfaßt, den ich zwar als einen tüchtigen Kenner des altgermanischen Schrifttums schätze – seine als Einzelband im „Handbuch der Literaturwissenschaft“ erschienene „Altgermanische Dichtung“ ist zweifellos eine hervorragende Leistung. Wenn man aber das Altgermanische – was allerdings bei der Behandlung des Schrifttums nicht anders möglich ist – auf das Angelsächsische und die Leistungen der Wikingerzeit beschränkt, so muß darüber der Blick für das Gesamtgermanische verkümmern. Dieser Eindruck wird durch Heuslers Arbeit von 1913 bestätigt.

Was zunächst auffällt, ist, daß die Darstellung der altgermanischen Religion mit den Literaturnachweisen ganze 15 Seiten einnimmt, während die orientalischen Religionen mit 257 Seiten bedacht wurden. Über den Umstand, daß die germanische Religion den orienta-

lischen Religionen beigelegt ist, klärt uns der Herausgeber des ganzen Werkes, Paul Hinneberg, auf: „Mit den Religionen von Hellas und Rom war sie nicht zusammenzustellen, weil es an inneren Beziehungen zwischen ihnen und der Religion der Germanen fehlt. Und in den Band, der den Entwicklungsgang der christlichen Religion behandelt, gehört sie ebensowenig, da ihr Zusammenstoß mit dieser für sie so vernichtende Folgen hatte, daß sie zu nennenswertem Einfluß auf die Ausgestaltung auch nur des nordeuropäischen Christentums nicht mehr gelangt ist. Unter diesen Umständen konnte Heusler selbst nicht anders als mir raten, seine Darstellung am Schluß des vorliegenden Bandes als eine Art Anhang zu den hier behandelten orientalischen Religionen zu veröffentlichen.“

Man beachte: „eine Art Anhang!“

Warum wäre es denn nicht möglich gewesen, die germanische Religion mit den Religionen von Hellas und Rom zusammenzustellen? Gerade die Berichte römischer Geschichtsschreiber wie Caesar und Tacitus würden doch eine bequeme Verbindung hergestellt haben. Aber dann wäre wohl zuviel Glanz auf die altgermanische Religion geflossen . . .

Und warum sind die Germanen hier so schlecht weggekommen? Weil nach Heusler „von einer Entwicklungsgeschichte des germanischen Glaubens schon gar nicht die Rede sein darf“ und weil „ein einzelner vedischer Hymnus, ein jüdischer Psalm, ein attisches Choralied mehr Religion enthalten als die gesamten nordischen Pergamente“. In der Einleitung zum ersten Bande meiner Geschichte der Germanenforschung, 1. Auflage, 1921, habe ich diesen letzten Satz scharf angefochten; heute stehe ich ihm weniger ablehnend gegenüber, sofern zwischen „Religion“ und „Mythologie“ scharf geschieden wird. Weil aber die „germanische Religion“ nun einmal, wie dies auch Heuslers Arbeit beweist, vor allem durch die „germanische Mythologie“ erschlossen wird, bleibt mein Urteil von 1921 wenigstens zum Teil bestehen.

Was man aus dem Thema Heuslers hätte gestalten können, zeigte der zu gleicher Zeit, 1913, erschienene erste Band der „Altgermanischen Religionsgeschichte“ von Karl Helm (411 Seiten!). Der Verfasser gibt in einer ausführlichen Einleitung gute Überblicke über „Aufgabe und Methode“, „Ursprung und Wesen der Religion“, „die religiösen Äußerungsformen“ und „die Quellen der germanischen Religionsgeschichte“ – dieser letzte Abschnitt enthält allein 63 Seiten! Sodann folgen als „erster Teil“ die vorgeschichtliche Zeit und die vorrömische und römische Zeit. Bemerkenswert ist, wie der Verfasser über die schriftlichen Überlieferungen hinausgeht und auch aus vorgeschichtlichen Denkmälern Zeugnisse für die altgermanische Religion herausholt. Allerdings fühlt man auf Schritt und Tritt den vorsichtigen Forscher heraus, der sich nicht allzu gern auf ein bisher nur wenig betretenes Gebiet hinauswagt. Immer wieder warnt er vor allzu schnellen Schlüssen. So meint er z. B. von den Felsensbildern Skandinaviens, einiges von ihnen sei vielleicht für die Religionsgeschichte verwertbar, aber: „Ganze Sagen oder Mythendarstellungen darf man in den Felsenszeichnungen keineswegs erblicken.“ Daß die Felsenszeichnungen im nordischen Schrifttum immer eine gewisse Rolle gespielt haben, ist wohl selbstverständlich. Das älteste mir hier bekannte Werk ist verfaßt von Axel E. N. Holmberg, „Skandinaviens Hällristningar. Arkeologisk afhandling“, 1848, mit 153 Seiten Text und 45 Tafeln, dazu zwei weiteren, nicht zu den Felsensbildern gehörenden Tafeln. Es folgen dann Vorfae, Hans Hildebrand, Sophus Müller, Oskar Montelius, Oskar Almgren usw. Daß durch die deutschen Ausgaben von Sophus Müller (Nordische Altertumskunde) und Oskar Montelius (Kulturgegeschichte Schwedens) die Felsensbilder allmählich auch in Deutsch-

land bekannt wurden, ist klar; ihre Inanspruchnahme für mythologische Ausdeutungen erfolgt bei uns aber erst jetzt, nachdem der Norweger Just Bing mit entsprechenden Arbeiten vorangegangen war. Den ersten Vorstoß machte bei uns Gustaf Kossinna in der im Herbst 1914 erschienenen zweiten Auflage seines Werkes „Die deutsche Vorgeschichte, eine hervorragend nationale Wissenschaft“ (die 1912 erschienene, weit kürzer gehaltene erste Auflage berichtet noch nichts davon). Daß nunmehr ein neuer Abschnitt beginnt, wird daraus deutlich, daß 1912, im 4. Bande der Prähistorischen Zeitschrift, eine sehr feine Arbeit von Walter Vogel erschien: „Von den Anfängen deutscher Schiffahrt“, die die Felsensbilder ergiebig heranzog. Sie zollt dem Wagemut unserer germanischen Vorfahren volle Anerkennung, aber ein Hinübergreifen in das Gebiet der Mythologie lag ihr fern. Und diese mythologischen Untersuchungen setzen sich nun auch im „Mannus“ (schon von 1914 an) fort.



Abbildung 2. „Der Gott mit den großen Händen.“ Felszeichnung von Bohuslän. Aufnahme Archiv

Aber zwei Dinge war man sich damals schon im klaren, 1. daß einige mythologisch ausdeutbare Erscheinungen auf den Felsbildern bis in die indogermanische Urzeit zurückreichen, 2. daß mancher Faden von den Felsbildern zu den erst im Zeitalter der Wikinger niedergeschriebenen Liedern der Edda hinüberführt. Selbst für den nach allgemeiner Überzeugung spät erscheinenden Wodan glaubte Kossinna eine Entsprechung in den Felsbildern zu finden: „Der durch das Pferd dargestellte Windgott, der zugleich Speergott ist, stellt eine offensindige Vorstufe des späteren Wodan dar, dessen Name noch auf die ursprüngliche Eigenschaft seines Trägers als Windgott hinweist, dessen Wesen in seinem achtbeinigen Ross Sleipner fortlebt und dessen verhängnisvoller Speer aus der Nibelungensage und sonst bekannt ist“. Weitere Gottheiten, die ihre Vorbilder in den Felszeichnungen finden, sind nach Kossinna Freyr, Thonar, Tyr (Tius) und die von Tacitus genannten wandalischen Alfs. Daß der aus dem Brundholmer Sonnengefährte erschlossene Sonnengott hier nicht fehlt, darf als selbstverständlich gelten. Zu dem Sonnengott gesellt sich der „Gott mit den großen Händen“, den nach Georg Wille ein Bronzefigurchen aus dem Kaukasus ähnlich darstellt und der von Kossinna auf die Morgenröte gedeutet wird. Diese Deutung leuchtet ein, denn eine Beziehung stellt hier der bekannte, oft wiederholte Homer-Vers her: „Als die dämmernde Frühe mit Rosenfingern

ermachte". Die „Rosenfinger" aber erscheinen größer als der ihnen folgende Sonnenball. Um dieses Gebiet hier – vorläufig! – abzuschließen, erwähne ich noch aus den Veröffentlichungen des Provinzialmuseums zu Halle die Schrift von Hermann Schneider „Die Felszeichnungen von Bohuslän, das Grab von Kivie, die Goldhörner von Salzhäus und der Silberkessel von Gundestrup als Denkmäler der vorgeschichtlichen Sonnenreligion", mit 5 Tafeln, 1918.

1913 war aus der Feder Leopold von Schroeders das Werk „Neben und Aufsätze über Indiens Literatur und Kultur" erschienen, und es steht wohl ohne Zweifel fest, daß des Verfassers besondere Liebe dem Orient, d. h. Indien und Persien, galt. Aber starke Bande verknüpften ihn auch mit seiner Heimat Dorpat im Estland; und den in seiner Heimat herrschenden Volksitten und Bräuchen, den alten Glaubensvorstellungen, gewann er höchste Anteilnahme ab. „Einen Wanderer zwischen zwei Welten", so könnte man Leopold von Schroeder nennen – wenn damit sein Wesen ganz erfasst würde. Welche Tiefen hat ihm die Musik erschlossen! Wie war es möglich, daß ihm, dem Indienbegeisterten, die Festspiele in Bayreuth als die Vollendung des arischen Mysteriums erschienen? Diesem Thema hatte er 1911 ein schönes Buch gewidmet. Es war eben das Verwandte, das ihm in den Offenbarungen indischer Religion entgegenklang, und das ihn darum auch mit Houston Stewart Chamberlain verband. Hier brauchte sich keine vergleichende Mythologie einzuschalten, denn es mußte sich ihm auch ohne sie ergeben, daß wir mit den arischen Indern „eines Stammes sind und Bluts". Mit hoch gespannten Erwartungen durfte daher ein Buch von Schroeders begrüßt werden, das den Titel trägt: „Arische Religion"; es ist 1914 und 1916 in zwei Bänden erschienen.

Und doch ist das Werk aus älteren Vorlesungen über vergleichende Mythologie hervorgegangen. Aber gegenüber der früher mit Vorliebe behandelten Mythologie ist, wie es im Vorwort zum ersten Bande heißt, das Interesse des Verfassers für die Religion in den Vordergrund getreten, doch wird man wohl von einer „angewandten" Mythologie, die die Werkzeuge benützt, statt sie nur anzusehen, sprechen können. Der erste Band bringt die allgemeine Einleitung und behandelt den arischen Himmels-gott und das höchste Wesen, der zweite Naturverehrung und Lebensfeste; die Herausgabe des dritten Bandes, der den Seelengöttern und Mysterien gewidmet werden sollte, hat der Tod des Verfassers (im Februar 1920) vereitelt. Traß des weit ausgreifenden Stoffes kommt der Germanienfreund auch hier auf seine Rechnung; mythologisch-volkstümliche Beziehungen zum Germanentum finden sich allenthalben eingestreut, auch wo es sich um entlegene Gebiete handelt. Es kommt hinzu, daß von Schroeder in der Frage nach dem Ursitz der Arier sich den Ansichten von Penka und Matthäus Much angeschlossen hat. Die Liebe zu seiner südostbaltischen Heimat kommt einmal hübsch zum Ausdruck, wo die Rede davon ist, daß die Altertümlichkeit einer Sprache auf lange Ansässigkeit des betreffenden Volkes (in diesem Falle des litauischen) schließen lasse: „Allerdings liegt etwas Zwingendes nicht in dem Argument, man darf aber wohl noch darauf verweisen, daß Bezzenberger . . . die Anwesenheit des litauisch-preussischen Stammes in seinen jetzigen Wohnsitzen im Osten des Kurischen Haffs schon vor etwa 5000 Jahren sehr wahrscheinlich macht. Das wäre etwa die Periode der arischen Urzeit, welche wir im Auge haben". Auch hier: Wanderer zwischen zwei Welten.

Wolfgang Schulz, der diesem Werke im „Mannus", Jahrgang 1924, eine verspätete Würdigung hat zuteil werden lassen, beklagt zwar, daß es bei seinem Erscheinen schon um ungefähr

20 bis 30 Jahre veraltet war, bewundert aber doch, wie wenig dieser Umstand „dem Werte dieses Werkes Abbruch tun kann". Namentlich tut es ihm weh, daß von Schroeder „mit vielem, wertvollem Neuem nicht abgerechnet hat". Dahin gehören natürlich Auseinandersetzungen mit der „mondkultischen" Schule, zu deren Hauptvertretern ja Wolfgang Schulz selbst gehörte. Aber, da Georg Hüfing die Korrekturen des zweiten Bandes mitgelesen hatte, ist ein wenig vom Mondkult doch in die Darstellung von Schroeders geflossen.

Diese mondkultische Schule hatte es inzwischen unter der Führung von Ernst Siecke, Georg Hüfing, Heinrich Lesmann, Wolfgang Schulz und anderen zu einem gewissen Ansehen gebracht, und hätte sie sich endgültig durchgesetzt, so würden wir heute zum Beispiel im Thors-hammer eine Mondschel, im Sonnenwagen von Trundholm ein Mondgefährt, im Hakenkreuz ein Mondsymbol usw. zu erblicken haben. Auffallend bleibt, daß sich unter den von der Gesellschaft für vergleichende Mythensforschung herausgegebenen Schriften auch eine des Titels befindet: „Die Sonne im Mythos", und wohl noch auffallender, daß diese Schrift von Paul Ehrenreich verfaßt wurde. Sie wurde 1915 von Ernst Siecke aus den hinterlassenen Papieren des kurz vorher verstorbenen Verfassers herausgegeben. Und, wie Ehrenreich selbst schon gelegentlich vor „gewissen Einseitigkeiten" gewarnt hatte, so zeigt sich aus den umfangreichen Zusätzen Ernst Sieckes, daß auch dieser anderen Auffassungen zugänglich war. Von den Werken anderer hier genannter Forscher seien nur noch genannt: „Der deutsche Volksmund im Lichte der Sage" von Heinrich Lesmann (als Hauptmann und Kompanieführer am Weihnachtstage 1916 gefallen; sein Buch wurde 1922 von Georg Hüfing herausgegeben). Lesmann hat in diesem Buche ein sehr unterhaltendes Seitenstück zu Büchmanns *Wesflügelten Worten* geliefert, aber es leistet auch wissenschaftliche Dienste. Ferner: „Zeitrechnung und Weltordnung in ihren übereinstimmenden Grundzügen bei den Indern, Iranern, Hellenen, Italikern, Germanen, Kelten, Litauern, Slawen" von Wolfgang Schulz, 1924 (hier mit manchen Seitenhieben auf Andersdenkende). Der letztgenannte Verfasser ist seiner Theorie bis zu seinem Tode treu geblieben, und niemand wird darüber erstaunt sein, daß man noch bis in die jüngste Zeit hier und da an der Vorherrschaft des Mondes im Kult und in Sinnbildern festgehalten hat. Wie man gefährliche Klippen vermeiden und jeder Partei das ihr zustehende Recht zuerkennen konnte, hat Georg Wille in dem Werke „Die Religion der Indogermanen in archäologischer Betrachtung", 1923, dargelegt. Man könnte dieses Werk als ein Seitenstück oder als eine Ergänzung zu dem Werke Leopold von Schroeders bezeichnen, wenn die Naturen der beiden Verfasser nicht so grundverschieden wären.

(1) Vgl. „Germanien" Januar 1942, S. 14.

(Fortsetzung im November-Heft)

Friedrich Leuschner

Wozu diente die Sonnenwendwarte der Externsteine?

Ein Beitrag zur vorgeschichtlichen Zeitmessung

Um Wilhelm Teudts Annahme einer vorgeschichtlichen Sonnenwarte auf den Externsteinen hat sich ein lebhafter wissenschaftlicher Meinungsstreit entwickelt. Wir bringen den nachstehenden Beitrag als eine Skizze für seine Auffassung, die vor allem auch das Grundsätzliche behandelt. *Schriftleitung*

W Teudt, J. Andree, J. Hopmann, R. Müller u. a. haben in ihren Untersuchungen dargelegt, daß der obere Höhlenraum im Felsen 2 der Externsteine, das spätere Sacellum, schon in vorgeschichtlichen Zeiten als Sonnenwendwarte gedient hat. Am Tage der Sommer Sonnenwende fielen die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne mit der alten Raumachse zusammen. Man nimmt nun an – wenn das auch nicht immer klar ausgesprochen wird –, daß der „Gode“ von der Rückwand des Raumes aus durch das Rundfenster den Sonnenaufgang beobachtet habe, um anschließend der am Fuße des Felsens harrenden Volksmenge Kunde zu geben. Warum zu dieser Beobachtung ein kleiner, dunkler Raum mit Rundfenster und einem Ständer davor erforderlich war, wird nicht weiter erörtert. Weshalb nur wenige Auserwählte anstatt im Freien in dem engen Raume die gleichsam „amtliche“ Feststellung der Sonnenwende besorgten, ist nicht recht einleuchtend. Am Fuße der Externsteine konnte die Volksmenge den Sonnenaufgang ebenfalls und viel einfacher beobachten. Aus diesen Überlegungen geht hervor, daß der Höhlenraum wahrscheinlich noch für eine andere Aufgabe bestimmt war.

Zunächst stellen wir folgendes fest (vgl. Abb. 1). Etwa zwölf Tage vor der Sommer Sonnenwende trafen die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne die westliche Ecke des Raumes. An jedem der nächsten Tage verschob sich die Erscheinung um etwa 6 cm nach der alten Mittelachse des Raumes zu. Noch heute muß dieser Vorgang zu beobachten sein, wenn auch infolge Freilegung der Höhle verblasst. Zuerst erscheint an der dunklen Felswand wie aus dem Nichts heraus ein schwach leuchtender, etwas verzerrter Kreis, die Projektion des Rundfensters. In den vier bis fünf Minuten, in denen die Sonnenscheibe sich über den Horizont erhebt, gewinnt der Kreis an Leuchtkraft, um gleichzeitig und auch im Maße, wie die Sonne höher steigt, langsam nach NW und nach unten abzusinken. Am Morgen des Sonnenwendtages fiel der Mittelpunkt des Kreises mit der alten Raumachse zusammen. Seine Bahn verläuft am weitesten nach SO zu. In den nächsten Tagen rollen die Projektionen rückläufig ab. Da dieser Vorgang nur einmal im Jahre sich abspielt, können wir heute noch die Länge des Sonnenjahres auf den Tag genau ablesen. Hierbei muß, wie das anderwärts schon vermutet worden ist, den ersten (bzw. letzten) Sonnenstrahlen die größte Bedeutung zukommen.

Zunächst möchte man diese Projektionen für ein zufälliges Spiel von Licht und Schatten halten, das der Beachtung nicht wert ist. Es an Ort und Stelle zu erleben, wird den Wenigsten vergönnt sein. Wir stehen jetzt vor der entscheidenden Frage: Sind diese Projektionen in heidnischer Zeit zur Bestimmung der Jahreslänge beobachtet, ja gewürdigt worden, haben unsere Vorfahren der göttlichen Kraft Sonne eine Anlage errichtet, durch die sie in eindeutiger, ausdrucksvoller Form den Beginn eines neuen Jahresabschnittes selbst aufschreibt? Oder narret uns hier ein „Spiel von Licht und Schatten“?

Lichtstrahlen, die in dunkle Räume einfallen, haben immer etwas Anziehendes, Geheimnisvolles an sich. Wie tief berührt es uns, wenn wir im kalten Dämmerlicht einer mittelalterlichen Kirche stehen, und plötzlich flutet buntes, warmes Licht durch den hohen Raum. Wer hat da nicht schon sinnend den langsam wandernden Lichtern und Schattenarmen zugeschaut, die in uns tiefste Gedanken über Vergängliches und Ewiges auslösen. Es ist, als ob längst ver-

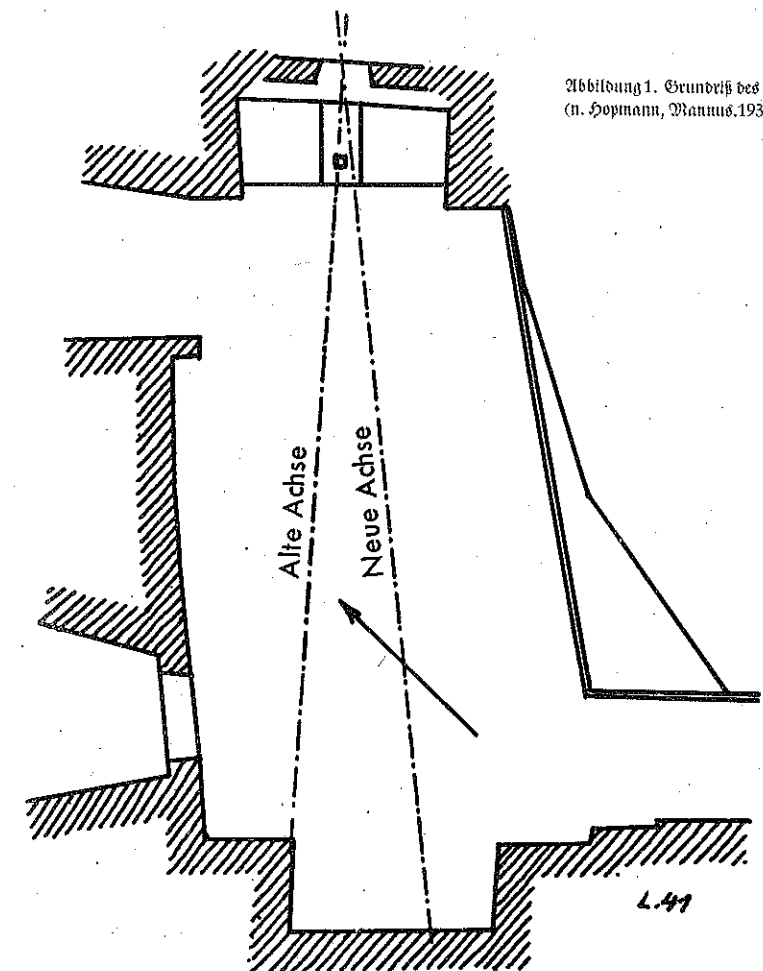


Abbildung 1. Grundriß des Sacellums (n. Hopmann, Mannus. 1935, S. 150).

schüttetes, uraltes, vor Generationen gelebtes Leben in uns wieder Gestalt gewinnen möchte. Vielleicht haben ein Rembrandt, ein Rubens mit ihren Bildern, in denen breite Lichtströme das Dunkel aufstellen, unbewußt aus diesem Erbe gestaltet. Und wenn am grauerhängten Himmel die Sonne durch ein Wolkenfenster schaut und mit langen, schmalen Strahlenbündeln über die Felder tastet, so dürfte es nicht Zufall sein, wenn uns dies Schauspiel auffehen und fassen läßt.

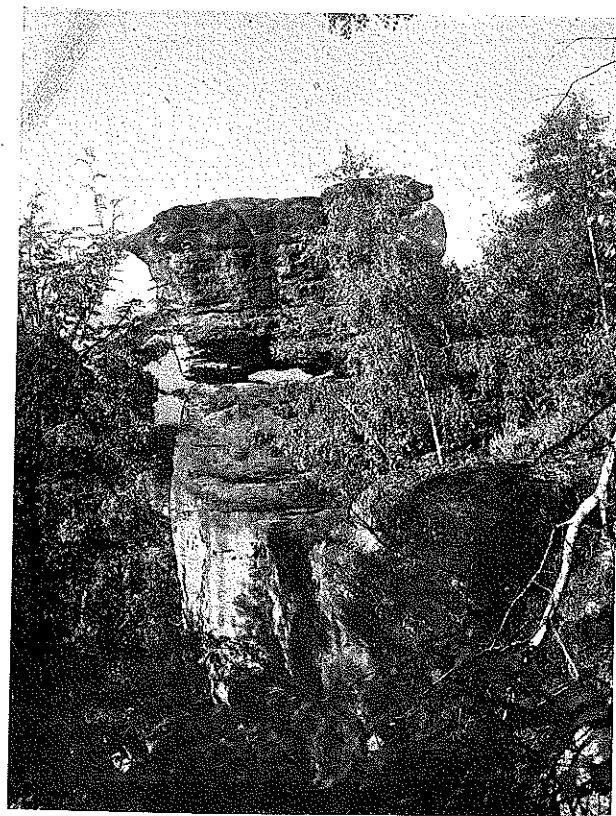


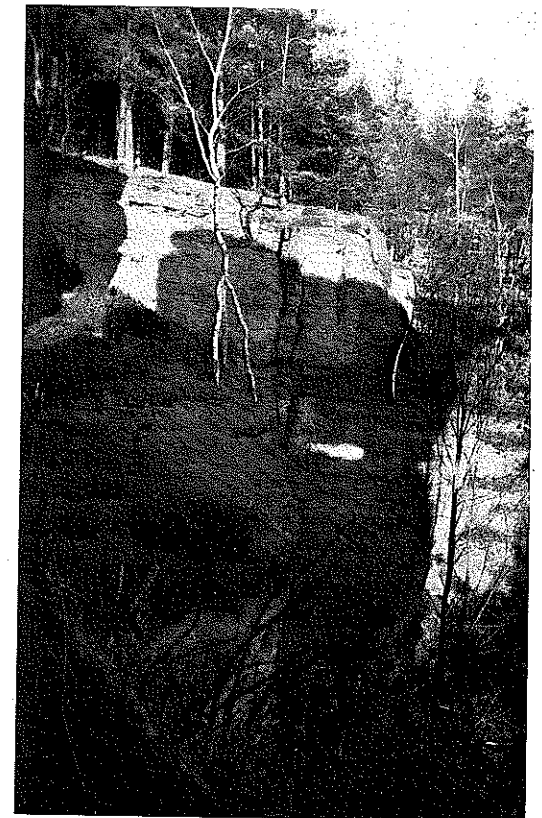
Abbildung 2. Spanghorn. Fels-
turm mit Fenster. Blick nach SW.

Urkundliche Belege, die uns die Beobachtung der Sonnenwende in der oben geschilderten Form bezeugen, sind noch nicht bekannt. So lockt uns der Gedanke an ein einmal gewesenes Brauchtum nur ein Rächeln ab; denn uns ist die Sonne nicht mehr das, was sie unseren Vorfahren war. Wir sind naturentwurzelt. So müssen wir versuchen, in uns ein deutliches Bild der Vorgänge im Sacellum zu gewinnen. Haben die Männer den nördlichsten Sonnen-
aufgang nur durch das kleine Mundfenster beobachtet? Oder mußte der Raum geschlossen und dunkel sein, damit das auf der dunklen Felswand auftauchende Ebenbild der Sonne die gleichen Bahnen der Sonne beschreiben konnte, damit die Sonne selbst ihre Wende, diesen im religiösen Leben unserer Vorfahren so bedeutsamen Augenblick, aufzeichnen konnte?

*

Dieser bisher noch nicht beschriebene Vorgang im Sacellum der Externsteine ist nicht einmalig. Er ist nur ein Glied aus einer Brauchtumsreihe, die sich durch Jahrtausende bis weit ins Mittelalter verfolgen läßt. Aus Raumangel können hier nur zwei Beispiele von vorgeschichtlichen Steindenkmälern aus dem Elbsandsteingebirge kurz beschrieben werden. Das erste

Abbildung 3. Spanghorn. Schatten des
Felssturmes mit dem sonnenbeschienenen
Fenster. Aufgenommen am 3. Dezember 1940,
16 Uhr 15 Min. Sommerzeit.



befindet sich auf dem Spanghorn im Staatsforstrevier Nikolsdorf. Der Südseite des Spang-
horns ist ein etwa 20 m hoher Felssturm vorgesetzt, der in etwa 15 m Höhe ein längliches,
rund 1,50 m breites und rund 0,30 m hohes natürliches Felsenfenster besitzt (Abb. 2). Um die
Zeit der Winter Sonnenwende projiziert die untergehende Sonne das Fenster auf eine etwa
10 bis 20 m entfernte senkrechte Felswand. Abb. 3 zeigt den Schatten des Turmes und darin
das helleuchtende Felsenfenster. Es finden hier die gleichen Projektionen wie im Höhlenraum
der Externsteine statt, jedoch für den Sonnenuntergang um die Zeit der Winter Sonnenwende.
Am Abend der Wende erreicht der Lichtfleck seine nördlichste Stellung. Daß dieses Fenster
von vorgeschichtlichen Bauern beachtet worden ist, beweisen zahlreiche altertümliche schalen-
und fahnenartige Vertiefungen, die vom Volksmund „Opferkessel“ u. ä. benannt werden. Eine
Vertiefung befindet sich genau über dem Fenster, 8 Stück besitzt der benachbarte Felssturm. Fast
senkrecht über der Stelle, wo das projizierte Fenster erscheint, liegt ein sesselartiger Felsblock
mit einem Sitz für einen nach SW schauenden Beobachter. Auf dem nächsten, etwa 50 m
entfernten Felsvorsprung befindet sich ein Wackelstein, der altertümliche Schalen besitzt und
an zwei Seiten seines schmalen Auflagers durch von Menschenhand untergeschobene Fels-
platten festgeklemmt ist. Weiter entfernt liegende Felsen besitzen keine Vertiefungen.

Allgemein wird jetzt angenommen, daß derartige Vertiefungen durch Verwitterung entstanden sein sollen. Diese Ansicht beruht 1. auf der begründeten Tatsache, daß die Natur selbst schalenartige Vertiefungen herstellt, und 2. auf vor einem halben Jahrhundert von Geologen aufgestellten Behauptungen, nach denen der vorgeschichtliche Mensch in den nichtbesiedelten und fundleeren Urwaldgebieten keine Kultstätten angelegt haben soll. Die Untersuchungen beruhen jedoch fast durchweg auf ungenügenden Bestandsaufnahmen. Die von Menschenhand angelegten, meist sehr eigenwillig geformten Vertiefungen kommen nur in wenigen Typen mit meist sehr charakteristischen Umrissen vor. Wir finden sie durchweg an exponierten, aussichtsreichen Stellen und meist auf von NW über W bis S abfallenden Wänden. Dabei sind die Vertiefungen meist nach dem Auf- oder Untergangspunkt der Sonne am Tage einer Wende ausgerichtet. Für diese Beobachtungen sind wissenschaftlich exakte Erklärungen, die eine natürliche Entstehung der Schalen rechtfertigen könnten, noch nicht aufgestellt worden.

Die Mitwirkung vorgeschichtlicher Menschen läßt das zweite Beispiel noch deutlicher erkennen. Dieses Felsenfenster befindet sich ebenfalls im Staatsforstrevier Nikolsdorf im Labyrinth. In „Germanien“ 1941, S. 65 bis 73, habe ich ein im Labyrinth vorhandenes umfangreiches Steinendmal beschrieben und bin dabei auf den Bau und die Bedeutung eines tunnelartigen Felsenfensters kurz eingegangen. Es ist an einer Stelle errichtet worden, auf der erst eine etwa 500 t schwere, mit altertümlichen Schalen versehene Felsplatte lag (Abb. 4, Ziffer 5 und 6). Diese ist durch Unterhöhlung auf ein vorher aus Felsblöcken errichtetes Bett gestützt worden. Zahlreiche Merkmale an Felsen, vor allem zur künstlichen Spaltung der Steine eingearbeitete Kerben und Meißelspuren beweisen einwandfrei, daß hier Menschen eine ältere Kultstätte zerstört haben, um an ihrer Stelle ein neues Heiligtum zu errichten. Fast genau in der Gangmitte des Felsenfensters ist eine schmale Platte, ein Schattenweiser, aufgestellt, die, wie Abb. 5 erkennen läßt, bei Sonnenaufgang auf eine senkrechte Wand projiziert wird. Obwohl hier kein Rundfenster vorhanden ist, erhalten wir ebenfalls die Länge des Sonnenjahres angegeben. In dem Augenblick, in dem die Sonne genau in der verlängerten Achse des Fensters aufgeht, projiziert sie die senkrechte Platte am weitesten nach rückwärts und an der senkrechten Wand am höchsten nach oben. Warum dieser Augenblick etwa 30 Tage vor der Frühjahrswende und 30 Tage nach der Herbst-Tag-und-Nachtgleiche und nicht an einer der Wendepunkte sich ereignet, habe ich auf S. 68 der oben genannten Arbeit begründet. Die große Platte, die den vordersten Teil der älteren Kultstätte enthielt, sollte nach S stürzen. Für diese Richtung war das Bett gebaut worden. Während des Sturzes kippte plötzlich die Platte nach SW. Infolgedessen ergab sich für das Fenster und eine mit künstlichen Hilfsmitteln herabgelassene altarähnliche Platte eine NW-SO-Achse. Da der Horizont im SO reichlich 9° überhöht ist, scheint die Sonne bei ihrem Aufgang zur Winter Sonnenwende nicht durch das Fenster. Man hat sich damit abgefunden und hat die den Schatten werfende Platte genau SO-NW aufgestellt. Wir können daraus folgern, daß der tägliche Augenblick, in dem die Sonne genau im SO steht, damals bedeutungsvoll war. Man erhielt jedenfalls durch den Schatten zweimal im Jahre auf den Tag genau die Länge des Sonnenjahres angegeben.

Leider läßt sich dieser Augenblick nicht so photographieren, daß man reproduktionsfähige Lichtbilder erhält. Das Gelände ist stark bewaldet. Wer aber einmal erlebt hat, wie das Morgenlicht durch das Fenster flutet und wie der Schatten gleichsam von einer unsichtbaren Hand bewegt, langsam, lautlos, aber stetig und unerbittlich wandert, der wird diese Anlage nicht als

Ergebnis zufälliger, launenhafter, rätselhafter Naturkräfte hinstellen. Eine natürliche Entstehung dieser Anlage läßt sich schlechterdings nicht beweisen. Die Felsen haben ihre Lage nicht durch planlos und zwecklos wirkende Naturkräfte erhalten. Ihre Stellung läßt eindeutig den mit Überlegung und aus Absicht gestaltenden Menschen erkennen. Wir müssen das sehr eindringlich betonen, denn derartige Steinendmaler waren bisher unbekannt, und die damit zusammenhängende Tätigkeit, die Errichtung und Zerstörung von Kultstätten mitten in angeblich unwegsamen Urwaldgebieten wurde und wird noch abgelehnt. Der in „Germanien-erbe“ 1941, S. 48-54, von E. Seidel veröffentlichte Aufsatz über „Rätsel um die Schalensteine der Sächsischen Schweiz“ beruht auf oberflächlichen, lückenhaften und ungenauen Bestandsaufnahmen. Seidels Vorstellungen über Kulthandlungen sind überholt.

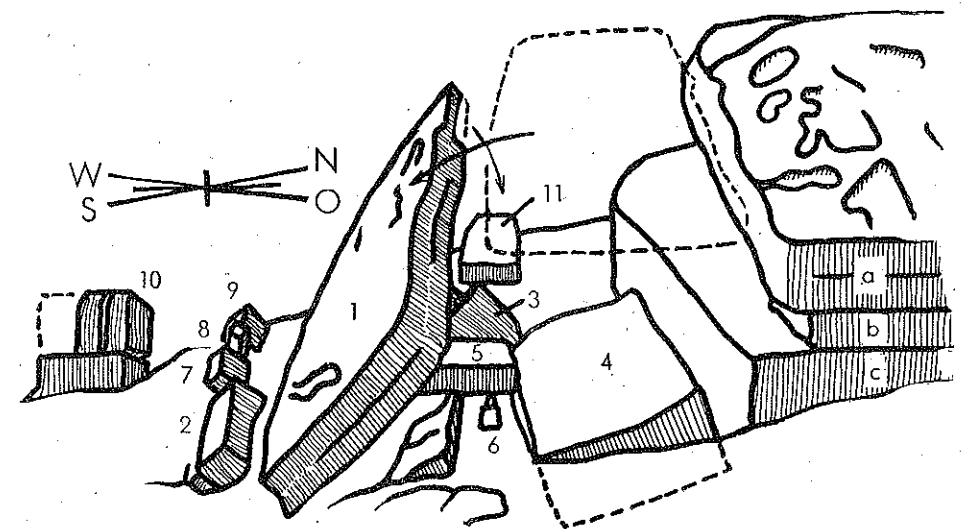


Abbildung 4. Kultstätte im Labyrinth (Elbgebirge). Blick nach NW.

Der im Labyrinth aufgestellte Schattenweiser gibt noch Anlaß zu einem weiteren wichtigen Vergleich mit der Sonnenwendwarte in den Externsteinen. Bekanntlich besitzt die Oberfläche des Ständers in der Warte nach Teudt S. 22 ein 6/6 cm großes und 6 cm tiefes „rätselhaftes“ Loch, das nach der Zeichnung bei Hopmann S. 150 und der bei Franzen S. 232 und 236 nicht genau in der Mitte der Oberfläche, sondern etwas seitwärts eingearbeitet ist und von der alten Raumachse geschnitten wird. Schon deshalb wird es dem älteren Raume angehören. Beachtet wird es nur von Teudt S. 22 und 26 f. und von Zuchs S. 45 f. sowie den Zuchs nahestehenden theologischen Kreisen. Zuchs nimmt an, daß das Loch als „Sepulcrum“, als Behälter für eine Reliquie, etwa einen Holzsplinter, gedient habe, was unter den Benediktinern durchaus möglich gewesen sein kann, obwohl, wie Teudt bemerkt, urkundliche Beweise fehlen. Teudt dagegen erkannte mit dem ihm eigenen, wahrhaft feherischen Blick, daß hier ein scheibenförmiger Schattenweiser gestanden habe. Die Vorgeschichtswissenschaft schweigt hierzu, mit Recht, weil überzeugendes Vergleichsmaterial bisher unbekannt war, während theolo-



Abbildung 5. Labyrinth. Felsenfenster mit Schattenweiser. (Vgl. Germanien 1941, S. 69.)

gische Kreise (H. Günther S. 188 f. und J. Neil S. 341) Teudts Annahme sowie seinen Hinweis auf das Relief von Sippar scharf ablehnten. Teudt blieb bei seinem scheibenförmigen Schattenweiser, weil er wie in so vielen anderen Dingen tiefer schaute und beharrlich seinen Weg schritt, auch dort, wo der Baugrund zunächst scheinbar schwankend und schmal war. Die Anlage im Labyrinth bildet einen überzeugenden Hinweis darauf, daß Teudt richtig gesehen hat. Man könnte an einen stabförmigen Weiser denken, ähnlich dem Gnomon der römischen Landmesser. Ein scheibenförmiger Weiser entspricht jedoch besser dem eingangs geschilderten Verfahren vorgeschichtlicher Zeitmessung. Die Scheibe, die senkrecht zur Fensteröffnung stehen mußte, wurde inmitten des projektierten Rundfensters erst flächig verzerrt gezeichnet. Genau wie der Schatten des Schattenweisers im Labyrinth wurde ihr Schatten jeden Tag schmaler, bis er am Morgen der Wende als Strich erschien. Damit kennzeichnete die Sonne durch ihre ersten Strahlen den Augenblick der Sommerjahreswende 1. durch die Projektion des Rundfensters und 2. durch die des Schattenweisers, beide in wahrer Größe und in extremer und nur einmal im Jahre vorkommender Stellung.

Wir haben hier nur zwei Beispiele beschreiben können. Im Elbgebirge kommt neben zahlreichen natürlichen Felsenfenstern und -toren noch ein Fenster auf dem Raabstein bei Gottleuba und ein anderes auf dem Großen Hirschstein vor, bei denen Schalen und andere Merkmale vorhanden sind. Vielleicht gehört auch der sogenannte Backofen oberhalb Kurort Rathen, ein Felsvorsprung mit einem Fenster, in diese Reihe. Gürlich erwähnt für das Riesengebirge sieben Felsenfenster und -tore, von denen mindestens eins der gleichen Aufgabe gedient haben dürfte. Ohne persönliche Besichtigung läßt sich jedoch nichts Endgültiges sagen. Bestimmt sind in den europäischen Granit- und Sandsteingebirgen noch weitere Beobachtungsstätten vorhanden. Bisher hat noch niemand darauf geachtet und darüber nachgedacht. In diesem Zusammenhang lohnt es auch, Steindenkmalen wie Stonehenge zu untersuchen. Wenn bei Stonehenge die Aufgabe des außerhalb des Steinfeldes stehenden astronomischen Steines noch umstritten ist, so hat doch bis jetzt noch niemand erwogen bzw. beobachtet, daß beim Aufgang der Sonne zur Sommer Sonnenwende der Schatten des Steines gleich einem riesigen Arm in das Innere des Heiligtumes reicht.

*

Wir stehen hier vor einem vollständig neuen Arbeitsgebiet. Hat der vorgeschichtliche Mensch, vor allem als Bauer, die Sonnenauf- und untergänge nur am Horizont beobachtet, oder hat er die Sonne durch ihr Ebenbild die Zeit aufschreiben lassen? Diese Frage läßt sich nicht mit einer Handbewegung als nebensächlich zur Seite schieben. Wer die hier beschriebenen Anlagen, insbesondere die im Labyrinth, nur vom Schreibtisch aus untersucht, wer sich ängstlich vor allem an die Ergebnisse der lokalen Geschichtsforschung hält, die Kultstätten in angeblich unwegsamen Urwäldern bisher scharf ablehnte, der muß 1. nachweisen, durch welche Naturkräfte Steindenkmalen wie z. B. das im Labyrinth aufgebaut und zerstört worden sind, und 2. beweisen, daß der vorgeschichtliche Mensch nicht in Frage kommt, warum er dieses „Spiel von Licht und Schatten“ nicht beachtet haben soll, warum er im Sacellum den Sonnenaufgang nur durch das kleine Rundfenster betrachtet haben soll.

Noch ist das Vergleichsmaterial, das uns die eigentliche Aufgabe des Sacellums zeigt, klein, die Beschäftigung mit derartigen Steindenkmalen ungewohnt, und die bisherigen Deutungen und Erklärungsversuche für diese Denkmäler sind, weil auf Vorurteilen aufgebaut, umstritten. Die wenigen Beispiele lassen aber schon ein Jahrtausende altes und in kümmerlichsten Nesten in uns noch ruhendes religiöses Erlebnis erkennen. Unter Hunderten natürlicher Felsenfenster fanden waldbundige Menschen hier und da ein Fenster, das ihnen zur Offenbarung göttlicher Kräfte wurde. Der die Dunkelheit teilende Sonnenstrahl schrieb ihnen in eindringlichster Form den Augenblick auf, der Leute noch innerster Beweggrund so manchen bäuerlichen Brauchtums ist, wenn er auch im Festjubel kaum noch erkannt und beachtet wird. Ob die letzten im Dunkel der Dämmerung ersterbenden oder die ersten aufbrechenden Strahlen den großen Augenblick verkündeten, das war vielleicht von grundlegender Bedeutung für die religiöse Haltung jener sonnengläubigen Menschen, war Fundament ihrer Einstellung zu letzten Fragen. Manches in vorgeschichtlichem Brauchtum deutet darauf hin, daß in älteren Zeiten dem Westen vor dem Osten, der untergehenden vor der aufgehenden Sonne die größere Bedeutung zukam. So wird die Anlage im Labyrinth einer jüngeren Zeit angehören. Die

altertümlich wirkenden Schalen auf der gestürzten älteren Kultstätte gleichen denen auf dem Spanghorn, dessen natürliches Felsenfenster gegenüber dem Felsentor und Schattenweiser im Labyrinth, einem Werk technisch begabter Menschen, ebenfalls altertümlich wirkt. Das Sacellum steht an der Schwelle von der vorgeschichtlichen zur frühmittelalterlichen Zeit. Von der Kultstätte im heiligen Hain und auf hoher Felswarte, beide dem Himmel näher, bis zu dem kleinen, nach oben fest abgeschlossenen, finsternen Höhlenraum mag es eine weite Strecke gewesen sein. Grundfäßliches wird sich in den religiösen Anschauungen gewandelt haben. Wenn trotzdem das Brauchtum vorgeschichtlicher Zeitbestimmung bestehen bleibt, ja in klarer, ausgereifter Form sich vollzieht, so ist dies ein Hinweis auf seine überragende Bedeutung, sein hohes Alter und auch darauf, daß dieses Brauchtum viel zu tief im Volke wurzelte, als daß es in den nächsten Jahrhunderten durch die Kirche unterdrückt werden konnte. Wie in einer späteren Arbeit gezeigt werden soll, weisen zahlreiche rätselhafte Baugewohnheiten an frühmittelalterlichen und romanischen Kirchen darauf hin, daß die Kirche das Brauchtum in umgeprägter Form und losgelöst von seiner eigentlichen Zweckbestimmung noch lange Zeit geduldet hat. So ist es ein weiter Weg bis in unsere naturverbundene Zeit, aus der wir nur schwer in jene Sphäre tiefster religiöser Naturverbundenheit eindringen können, die unsere Vorfahren vor Jahrtausenden erlebten. Aus einer in ihrer Tiefe wohl grenzenlosen Ehrfurcht vor der göttlichen Kraft Sonne schufen diese bauerlichen Menschen ein Brauchtum von urtümlichster Prägung und fügten damit ihr eigenes Leben ein in die gewaltige Ordnung des Kosmos.

Schrifttum

Andree, J.: Die Eternsteine. Eine germanische Kultstätte. 1937, S. 34-40. — Franzen, A.: Grundfäßliches zur Frage der Eternsteine. In: Germanen 1934, S. 230-244. — Fuchs, A.: Im Streit um die Eternsteine. Ihre Bedeutung als christliche Kultstätte. 1934, S. 35 ff. — Günther, H.: Die Eternsteine nach dem neuesten Stand der Forschung. In: Theologische Rundschau, N 7 (1935), S. 185-204. — Gürlich, S.: Die geologischen Naturdenkmäler des Riesengebirges. In: Beiträge zur Naturdenkmalpflege, 4, 3 (1914), S. 141-324. — Hopmann, J.: Die Drüfung an den Eternsteinen. In: Mannus, 27 (1935), S. 143-153. — Leuschner, J.: Beitrag zur Entschlüsselung der Schalen („Opferkessel“) im Elbsandsteingebirge. In: Über Berg und Tal, 60 (1937), S. 36-38. — Derf.: Eine Kultstätte im Elbsandsteingebirge, Beitrag zur Deutung verschiedener Steinidenkmäler. In: Germanen, 1941, S. 65-73. — Müller, Rolf: Himmelskundliche Drüfung auf nordisch-germanischem Boden. 1936, S. 43-48. — Neil, J.: Die Eternsteine als Denkmal mittelalterlicher Frömmigkeit. In: Theologische Studien und Kritiken, 108. Bd. Jg. 1937/38, N 3, S. 337-361. — Seidt, W.: Germanische Heiligtümer. 1934, S. 18 ff.

*

Er war der Urkeim, den die Wasser borgen,
In dem die Götter all' versammelt waren,
Der Eine, eingefügt der ew'gen Nabe,
In der die Wesen alle sind gewurzelt.

Rigveda X 82,6

Karl Theodor Hoeniger / Die Zauberrute vom Piperbühel

Die zwei bis drei Zentimeter langen Holzröllchen von der Kelchalpe, deren Kerben Richard Pittioni (1) mit den Schriftzeichen I, T, U, A der sogenannt nordetruskischen Alphabete vergleicht, werden von ihm sachlich mit den von den Germanen zum Loswerfen benützten Runenstäben (2) in Zusammenhang gebracht, wobei er jedoch hervorhebt, daß die Nordtiroler Stücke nach ihren Fundumständen dem illyrischen Kulturkreis zu „Beginn des 1. Jahrtausends vor Christi Geburt zuzuteilen“ sind. Diesen kleinen „Zauberstäbchen“, wie Pittioni sie nennt, ist aber ein viel umfangreicheres vorgeschichtliches Holzdenkmal an die Seite zu stellen, das ebenfalls auf illyrischem Siedlungsgebiete, an der Südgrenze des Isartengalles (3) gefunden wurde, nämlich die mit fünfzig solchen eingeschnitzten Buchstaben bedeckte Zauberrute vom Piperbühel, einer 1135 Meter hoch gelegenen Wallburg am Ostrande der Rittner Hochfläche, die im Jahre 15 v. Jm. von den Römern erobert wurde. Die Siedlung, die zur Zeit ihres Unterganges schon seit einem Jahrtausend bewohnt war, hatte einen kleinen Teich, in dessen Mitte ein Pfahlbau stand, der 1913 von Oswald Menghin entdeckt und mit dem gleichzeitig dort aufgefundenen Inschriftenstein in der „Wiener prähistorischen Zeitschrift“ veröffentlicht wurde. (4) 1924 nahm das kgl. Denkmalamt in Padua die Grabungen wieder auf, und hierbei kam in der Moorerde des verlandeten Teiches jene Zauberrute zutage, die als Erster Ettore Ghislanzoni in den „Atti della R. Accademia Nazionale dei Lincei“ von 1928 beschrieben und entziffert hat. (5)

Das in seiner Art wohl einzige Stück stellt sich als ein mäßig gebogener 11 bis 14 mm starker Birkenstab von 100 cm Länge dar, dessen dickeres Ende durch Abrundung und drei breite Schnitte das Aussehen eines Schlangenkopfes — eigentlich des Kopfes einer Blindschleiche — erhalten hat. Vom Ansatz des Kopfes beginnend sind 23 cm der Rute mit etwa fünfzig von rechts nach links zu lesenden eingekerbten Schriftzeichen bedeckt, die sich auf drei die ganze Rundung des Stabes ausnützende Zeilen verteilen. Außerdem wird durch sechs rund um den Stab laufende Punktzeilen die Inschrift noch in sechs Spalten zerlegt, die es zweifelhaft machen, ob die Buchstaben Zeile für Zeile oder nach ihrer Unterteilung in Spalten aneinander zu reihen sind. Die Schriftzeichen selbst sind deutlich und einwandfrei als Buchstaben jenes sogenannt nordetruskischen Alphabetes zu erkennen, das durch Pauli unter dem Namen „Bozner Alphabet“ in die Wissenschaft eingeführt wurde; ihre Lesung jedoch hat, abgesehen von vier Stellen, die infolge ihres schlechten Erhaltungszustandes unsicher bleiben, zu Meinungsverschiedenheiten Anlaß gegeben, (6) wohl darum, weil das Schriftbild durch den Kerbschnitt im Rundholz gewisse Veränderungen erfährt, die Verwechslungen möglich machen. Deshalb hat Dr. Marius Ravanelli, der sich seit Jahren mit diesen Inschriften befaßt, deren Rätselworte er mit Hilfe des reichen Wortschatzes unserer Mundarten zu lösen sucht, auch von der Inschrift der Zauberrute mittels Pause und Bildbild eine möglichst getreue Wiedergabe hergestellt und dadurch eine neue Lesart erhalten, die von Dr. Karl M. Mayr und mir sorgfältig überprüft wurde und folgendermaßen lautet:

Spalte 1	2	3	4	5	6
AXUPLA (7)	...	II	IIII	I	V
SIARA	S...A	ALV	VISI	ISTIU	SPAX
KULPILINA	UN	A	A	SNA	ER

Da diese Fassung erheblich von den bisher veröffentlichten Texten abweicht, sei zur Begründung der nicht übereinstimmenden Stellen unter genauer Nachbildung ihrer Schriftzeichnung folgendes bemerkt:

Spalte 1, Zeile 1


← A L P U X A →

Da der vierte Buchstabe von rechts durch Absplitterung seiner unteren Hälfte etwas verstümmelt ist, könnte man ihn auch als A ansprechen, jedoch ist der spitze Winkel, den sein schräger Aufstrich mit dem senkrechten Abstrich bildet, so eindeutig für das P kennzeichnend, daß die Lesung AXUPLA (sprich: achupla) die wahrscheinlichste bleibt.

Spalte 1, Zeile 3

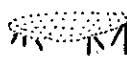

← A N I L I P L U K →

Hier wird das klare Bild des vierten Buchstaben von rechts durch das vorhergehende L getrübt, dessen zweiter Strich dem Schnitzer ein wenig zu lang geraten ist und mit dem schrägen Aufstrich des zu nahe gestellten P verwirrend gleichläuft, das durch den spitzen Winkel und den senkrechten Abstrich als solches unverkennbar ist. Die folgenden aus drei senkrechten und einem schrägen Strich gebildeten Schriftzeichen verlieren dadurch an Deutlichkeit, daß der erste senkrechte Strich für ein I etwas zu kurz erscheint, doch ist das kein Grund, ihn darum für den Aufstrich eines schlecht geschnittenen S (San) zu halten, das dem lateinischen M gleicht, da das I in dem darüber stehenden SIARA ebenso kurz ist. Nimmt man aber diesen offensichtlich allein stehenden Strich für ein I, so verbindet sich der nächste senkrechte Strich mit dem folgenden schrägen zwanglos zu einem L und der vierte Strich ist dann wieder ein I. Also KULPILINA.

Spalte 2, Zeile 1

Die hier vorhanden gewesenen Schriftzeichen sind durch Absplitterung völlig zerstört. Nur am oberen Rande sind drei Punkte bemerkbar, die vielleicht, entsprechend den folgenden Schriftzeichen dieser Zeile, die letzten Reste dreier gerader Striche sein können.

Spalte 2, Zeile 2


— A . . S —

Auch diese Stelle ist so stark beschädigt, daß man hier nur ein P zu erkennen glaubte. Da jedoch dessen Aufstrich nicht schräg sondern senkrecht steht und unmittelbar daneben die Ansätze zu einem schrägen und zu einem senkrechten Strich festzustellen sind, liegt es nahe, diese vier Striche, die zusammen das Bild eines links oben verstümmelten lateinischen M ergeben, als den Buchstaben S (San) anzusprechen. Vom nächsten Schriftzeichen sind nur mehr zwei Punkte zu sehen, die einen senkrechten Strich vermuten lassen, dann folgt ein völlig zerstörter Zwischenraum in der Breite eines mittelstarken Buchstaben und daran anschließend sind am unteren Rande der Verlesung noch drei kurze Striche zu bemerken, die nach ihrer Lage zu einander die untere Hälfte eines A darstellen dürften. Man kann daher mit einiger Sicherheit S . . A vermuten.

Spalte 3, Zeile 2


← V L A →

Die Lesung L statt U erscheint durch die Lage des ersten und durch die Kürze des zweiten Striches gesichert, ebenso die Lesung V statt E, da demselben gerade jener dritte Seitenstrich fehlt, der das E vom V unterscheidet.

Spalte 4, Zeile 2


← I S I V →

Die zwei ersten Buchstaben von rechts sind eindeutig VI (fi) zu lesen, die zwei folgenden durch Bruch und Absplitterung verlegt. Vom dritten Buchstaben ist ein Stück senkrechter Strich erhalten, an den sich unten, allerdings in einer Bruchstelle laufend, ein Schrägstrich nach links abwärts ansetzt, dem oben ein Schrägstrich nach rechts aufwärts entsprechen müßte, der bei genauem Hinsehen auch tatsächlich vorhanden ist und beim zweiten senkrechten Strich der darüberstehenden ersten Zeile endet. Wir haben also ein S (Sigma) vor uns, das darum etwas schwieriger zu erkennen ist, weil es bei seiner Wiedergabe durch Kerbschnitt der Länge nach etwas mehr Raum braucht als die anderen Buchstaben, weshalb sein unterer oder oberer Schrägstrich leicht übersehen werden kann. Der vierte Buchstabe, dessen Bild ebenfalls beschädigt ist, kann nach sorgfältigster Prüfung nur ein I sein.

Spalte 5, Zeile 2


← U I T S I →

Trotz der tadellosen Erhaltung der Schriftzeichen dieses Wortes ist seine Lesung umstritten. Den ersten Buchstaben als R anzusehen ist nur dann möglich, wenn man, wie eben beim S von VISI gezeigt wurde, den links abwärts gehenden Schrägstrich, der sich an die zweite Senkrechte ansetzt, übersieht oder zur darunterstehenden Zeile zieht, wo er jedoch keinen Anschluß findet. Wir haben also kein R sondern ein I vor uns und ein S, dessen linker Abstrich unter die Zeile zu liegen kommt. Der nächste Buchstabe ist eindeutig ein T, dann folgen noch drei und nicht vier Striche, die ihrer Lage und Länge nach nicht als N, sondern nur als IU aufgelöst werden können. Also nicht RTIN sondern ISTIU.

Spalte 6, Zeile 1

8

V

Das Zeichen, das hier steht, ist ein senkrechter durch das Reimen der Bruchstelle verschobener Strich, unter dem ein etwas kürzerer nach links aufwärts ansetzt, wodurch, wenn auch undeutlich, das Bild eines lateinischen V erzeugt wird. Da in dieser Zeile neben dem Worte AXUPLA nur senkrechte Striche eingeschnitten sind, nämlich 3, 2, 4, 1, so erscheint die Meinung Navenellis, der dieses Schriftzeichen mit der römischen Ziffer V vergleicht, wohl begründet zu sein und wird durch meinen Erklärungsversuch über die Entstehung dieses indogermanischen Zahlzeichens (8) noch bekräftigt.

Spalte 6, Zeile 3

11

← R E →

Hier sind nach wiederholter genauer Untersuchung nur die Buchstaben E und R festzustellen. Die sich anschließenden buchstabenähnlichen Gebilde (KI) liegen an der Hauptbruchstelle, wo sie beim Zusammenkleben durch Umwickeln mit Draht entstanden sein dürften. Sie sind daher auch nicht eingekerbt, sondern nur eingepreßt.

Marius Navenelli hat seine neue Lesung der Zauberrute durch einen ebenso geistreichen wie einleuchtenden Gedanken ergänzt. Er hat nämlich die auf der nach innen gebogenen Seite des Stabes, also gewissermaßen die auf den Bauch der Schlange geschriebene erste Zeile, in der neben AXUPLA die Zahlzeichen 3, 2, 4, 1, 5 stehen, mit den sechs rund um den Stab laufenden Punktreihen in ursächlichem Zusammenhang gebracht und dadurch der Unterteilung der Inschrift in sechs Spalten einen glaubhaften Sinn gegeben. Von der Annahme ausgehend, daß die Rute eine jener im altindischen und indogermanischen Brauchtum bekannten Rätselfragen enthalte, in denen mit gewollter Zweideutigkeit Himmlisches und Allzuirdisches miteinander verwechselt und verquickt werden sollte, glaubt er in diesen fünf Ziffern die Anweisung gefunden zu haben, nach der die sechs Spalten aneinandergereiht werden müssen, um entweder die Antwort auf das Rätsel oder, wenn es kein solches sein sollte, die richtige Wortfolge der Inschrift zu erhalten. Diese Schlussfolgerung, wodurch die sonst unerklärliche und überflüssige Unterteilung in Spalten verständlich und bedeutungsvoll wird, hat mich auf den

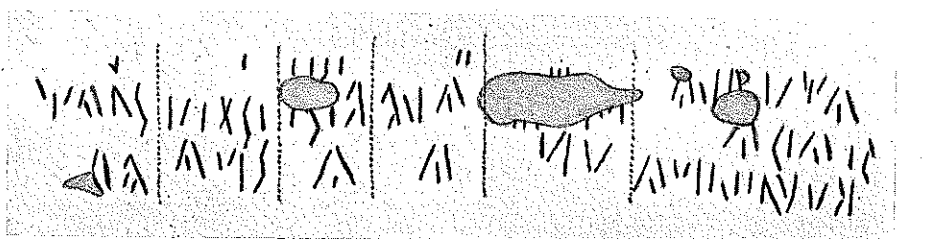
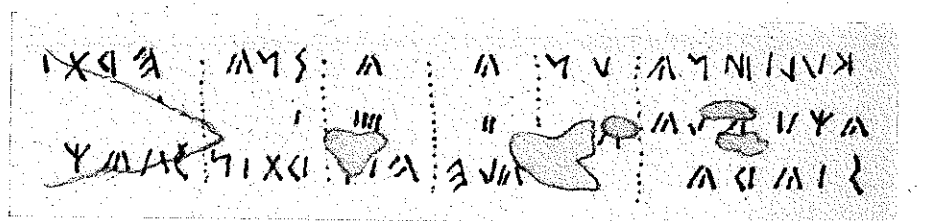
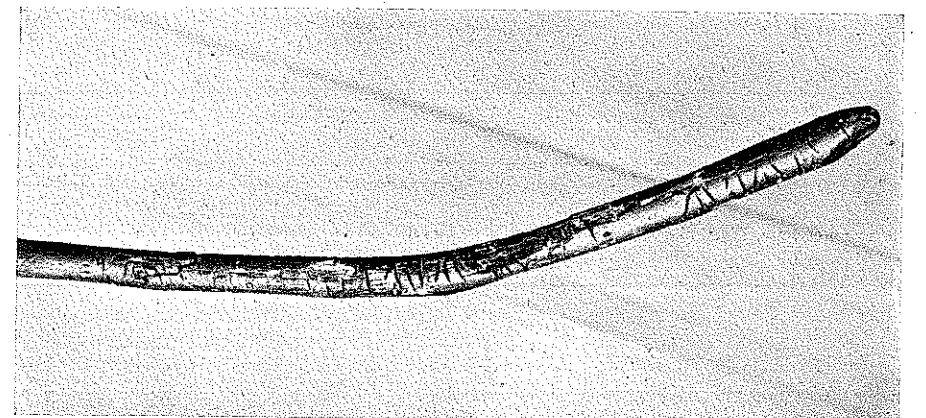
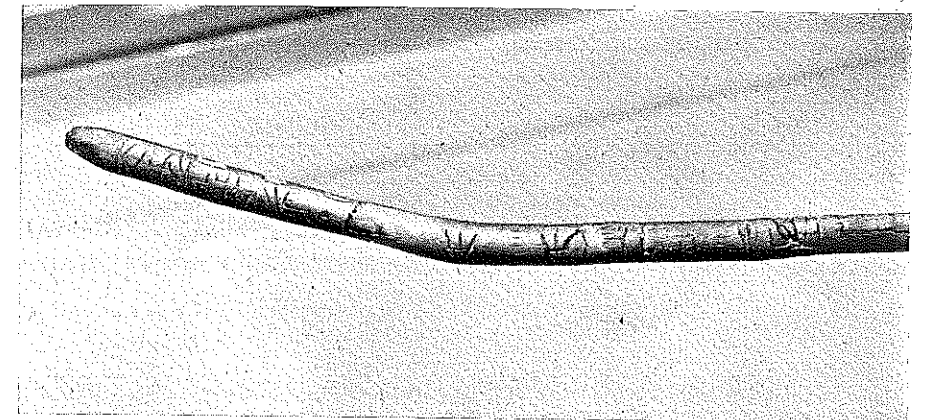


Abbildung 1 (oben). Die Zauberrute vom Piperbühl. Aufnahme Verfasser. - Abbildung 1a (Mitte) Abbildung 2 (darunter). Die Zauberrute vom Piperbühl. Abschrift von Carlo Battisti. - Abbildung 3 (unten). Abschrift von Marius Navenelli.

Gedanken gebracht, daß der in Schlangenform gebildeten Rute ein Zauberspruch anvertraut wurde, eine Beschwörung, bei der bekanntlich die richtige Reihenfolge der Worte von besonderer Wichtigkeit ist, da sich sonst der Zauber gegen den Beschwörer wendet. Zur Geheimhaltung des Spruches wurde daher sein Text in sechs Spalten zerlegt und diese so miteinander verwechselt, daß nur ein Kenner des Ziffernschlüssels ihn richtig lesen und gebrauchen konnte. Nach dieser von Ravanelli gefundenen Umstellung lautet die Inschrift, deren Worte unverkennbar an indogermanisches Sprachgut anklingen, folgendermaßen:

AXUPLA	V	III	III	II	I
SIARA	SPAX	VISI	Š . . A	ALV	ISTIU
KULPILINA	ER	A	UN	A	SNA

*

(1) Richard Pittioni, Zaubersprüche und Holzkultur, Schlem 1936, S. 41 f. — (2) Tacitus, Germania, 10. Kapitel. — (3) Über die Isarten vgl. Richard Heuberger, Räten, Schlem-Schriften 30, Innsbruck 1932, S. 32 f., 59 f. und derselbe im Schlem 1930, S. 353. — (4) Demold Menghin, Ein umwallter La Tène-Pfahlbau am Räten, Wien 1914, S. 53 f.; S. Th. Hoeniger im Schlem 1931, S. 308, Anmerk. 44. — Da in der Veröffentlichung Menghins die photographische Abbildung des Steines die Inschrift nicht ganz richtig wiedergibt, sei sie hier nach einer genaueren Pause gebracht. Sie lautet daher auch nicht, wie Karl M. Mayr festgestellt hat, LASEKE MAIECHE **EXASAJ** sondern LASEKE MAZECHIE! — (5) Ettore Ghislanzoni, Notizie degli Scavi di Antichità 1928, vol. IV, serie VI, pag. 308–310. — (6) Carlo Battisti, L'etrusco e le altre lingue preindoeuropee d'Italia, Studi Etrusci, 1934, vol. VIII, pag. 193–196; E. Goldmann, Zur nordetruskischen Inschrift von Collalbo, Studi Etrusci, 1934, vol. VIII, pag. 197–216; Francesco Ribezzo, Riv. ind.-gr.-it., XVIII, 1934, pag. 107; Joshua Whatmough, The Prae-Italic Dialects, II, 9 f., 544. — (7) Dieser Buchstabe, der hier aus drucktechnischen Gründen mit X wiedergegeben wurde, entspricht seiner Form nach dem griechischen Π, seinem Lautwerte nach dem griechischen χ. — (8) Da acht, lateinisch octo, aus *oktetu der Zweifelsform eines indogermanischen Wortes *oktetu entstanden sein soll, womit die vier Fingerippen einer Hand ohne den Daumen bezeichnet wurden, stelle ich mir den Vorgang beim Zählen zu dieser Zeit, wo man noch keine Delade kannte, folgendermaßen vor: Man zählte zuerst die vier Finger der einen Hand ohne den Daumen, vermerkte dann diese erste Viererreihe durch Erheben des Daumens (I) und zählte weiter, indem man durch Ausstrecken des Zeigefingers (V) fünf und durch Ausstrecken aller Finger dieser Hand (VIII) acht erhielt. — Bei der auf der Zehn aufgebauten römischen Zahlenordnung wird die Entstehung der Ziffer V durch die Annahme einer Teilung der Ziffer X erklärt, die wieder durch decussatio der Ziffer I d. h. durch Kreuzung mit einer Schräglinie, die verzehnfachende Wirkung hatte, gebildet wurde.

*

Astrunten lerne,
wenn ein Arzt du sein
und Krankheit erkennen willst!
Man rißt sie auf die Borke
und des Baumes Gezweig,
der ostwärts die Äste streckt.
Eda, Runenweisheit



Abbildung 1. Hans Bol, Der Schlittschuhlauf. Stich 1570

Die Fundgrube

Alle Bilder mit Trojaburgen.

Das schöne Bild von Abel Grimer aus dem Antwerpener Museum, das D. J. van der Ven in Germania 1942, S. 121, veröffentlicht hat, läßt sich in seiner Herkunft noch anders bestimmen, als es der Verfasser getan hat. Ihm sind die engen Beziehungen aufgefallen, in denen das Gemälde zu dem Stich von Hans Bol „Der Lenz“ steht. Während aber hier nur Ähnlichkeiten der einzelnen, vom Künstler verwandten Gegenstände zu finden sind, gibt es einen Stich von Bol, der für Abel Grimer die unmittelbare Vorlage zu seinem

„Winter“ war. Es ist der Stich „Der Schlittschuhlauf“, der die Jahreszahl 1570 zeigt und also unter allen Umständen früher ist als das Bild Grimers. Wenn man den hier (Abb. 1) wiedergegebenen Stich mit dem Gemälde vergleicht, so ist ohne jeden Zweifel sichtbar, daß Grimer nur einfach nachgeahmt hat; seine ganze Arbeit bestand nur darin, den Stich in Farbe umzusetzen unter Erhaltung fast aller, auch der kleinsten Eigenheiten des Stiches. Wie wenig Eigenes Grimer gibt, zeigt auch sein Frühlingsbild aus dem berühmten Jahreszyklus. Es ist bis in die kleinsten Einzelheiten dem Stich von Peter Bruegel d. Ä. nachgeahmt, der unter dem Namen „Frühling“ bekannt ist und ebenfalls 1570 datiert ist. Abel Grimer hat auch hier die Vorlage verflüssigt „abgeschrieben“. Als volkstümliche Quelle sind uns also die Gemälde



Abbildung 2 (oben). Peter Bruegel, Frühling 1570 (Auschnitt). - Abbildung 4 (rechts unten). Hans Bol, Mal.

Grimers wenig wert, nachdem sich die Vorläufer und Urbilder gefunden haben. Daß dieser Stich Bruegels und dementsprechend das Bild Grimers einen sehr schönen dreistufigen Baum zeigt, wo sich fröhliche Paare vergnügen und zwar nicht nur unter, sondern auch in dem ersten Stock des Baumes, sei nur nebenbei erwähnt. (Abb. 2.) Einen allerdings recht verfinsterten Stockwerksbaum zeigt auch der Frühlingstisch des Hans Bol (Abb. 3). Er bietet im übrigen die gleichen Dinge wie der Stich Bruegels, die lagernden Paare, die Fahrt im geschmückten Rahn und erhebt sich damit über eine rein gegenständliche Schilderung zu einer symbolhaften Darstellung, deren Sinn in damaliger Zeit jedem Beschauer deutlich war. Eine genauere Interpretation dieser Frühlingsschilder muß einer späteren Arbeit vorbehalten bleiben. Doch sei zum Schluß noch ein Rundbild Bols gebracht

(Abb. 4), aus einer Folge der 12 Monate stammend und den Mai darstellend. Wieder



sehen wir hier die Paare, auch im Hintergrund den Rahn und, was besonders wichtig



Abbildung 3. Hans Bol, Der Frühling. Stich

ist, den hohen Malbaum, um dessen Stamm ein Häuschen gebaut ist. Er steht in einer Art Windelbahn, deren Herstellung (Heden, Zäune oder Mauern?) freilich nicht zu erkennen ist. Wie auf all den hier gebrachten Bildern befindet sich der Baum mit seiner Umgebung auf einer Insel in einem Gewässer. Auf jeden Fall ist die Wichtigkeit dieser Bilder für die volkstümliche Forschung, wie es van der Ven richtig ausgesprochen hat, sehr groß.

Friedrich Mößinger

Don - Donez - Donau.

Besteht ein Zusammenhang zwischen diesen drei Flussnamen, von denen nun auch die beiden ersten im gegenwärtigen Weltgeschehen in unser westliches Gesichtsfeld gerückt sind? So aufdringlich ist in der Tat die äußere Ähnlichkeit der Formen, daß Vorsicht hinsichtlich ihrer sprachgeschichtlichen Verwandtschaft doppelt und dreifach am Platze ist. Und doch scheint hier einmal der Schein nicht zu trü-

gen: die Namen sind tatsächlich miteinander verwandt.

Natürlich ist der Donez der „kleine Don“, da russ. -ez, wie hier, auch sonst häufig als Verkleinerungsendung auftritt; so etwa in dem Wort für „Vater“, russ. otéz, das gegenüber griech. lat. got. atta, althochd. atto „Vater“ ein „Väterchen“ (Attila, Etzel) bezeichnet.

Aber der Don selbst? Man bringt ihn zusammen mit iran. dānu-, das altindoeur. „träufelnde Flüssigkeit, Tau“ und avest. „Fluß“ bedeutet und aus dem schon Max Müller (1871) auch den Namen der Donau erklärte. Allerdings machen die Vokale einige Schwierigkeit, indem die altslavischen Namen der Donau Dünaj m., Dünavo n. und Dünaj m. (so noch heute russ. Dunaj, wozu als Verkleinerung der galizische Weichselnebenfluß Dunaj-cz gehört; vgl. auch bulg. serb. Danav, mähj. Dana „Donau“) lauteten: also mit ü, da nach Joseph Schneyer (in Zeitschr. f. Ortsnamen-

forschung 1925) die Slaven bei Entlehnung des germ. Namens *Dönawi das ihrer Sprache fremde *o* durch klangähnliches *ou* ersetzten, das dann regelrecht zu *ü* wurde. Der Don (und Donez) mit *ö* hingegen geht wohl direkt zurück auf *dan*, *don* (aus *dān* „Fluß“) in der Sprache der Osseten oder einer Gruppe, zu der die Osseten im mittleren Kaukasus gehören, also etwa der „Szythen“ Herodots. Indirekt besteht ein Zusammenhang zwischen Don(ez) und Donau aber doch; da alle drei denselben Namensstamm *dānu-* aufweisen. Woher aber stammt dieser selbst? P. Kretschmer (1936) verlegte seinen Ursprung ins Ostindogermanische. Dem gegenüber wies aber Schneyr in einem Vortrag („Über den Namen der Donau“) auf einer Pariser Tagung für Namenforschung (s. Actes et Mémoires du 1er Congrès international de toponymie et d'anthroponymie, Paris, 25–29 juillet 1938) darauf hin, daß der Stamm *dānu-*, von dem Anglisten M. Jörster (1924) für das Keltische nachgewiesen, auch im Westindogermanischen vertreten und mithin als gemeinindogerm. anzusprechen ist. So sind zunächst die slav. *Dan*-Formen alle aus dem Gotischen abzuleiten, dessen *Dōn-ab-eis m. (sprich Dōn-aw-Is, aus älterem *Dōn-aw-jaz) griech. als Dōnabis und Aff. Dounabin überliefert ist. Zugrunde aber liegt nach Schneyr zweifellos eine kelt. Form *Dān-ovios*, die einerseits bei den Römern den Namen *Dān-avius* (durch Angleichung an die zahlreichen lat. Familiennamen wie *Vitr-avius* usw.) ergab und andererseits (über germ. *Dōn-ow-joz, *Dōn-aw-jaz) in westgerm. lautgesetzlicher Entwicklung schließlich zu *Dōn-awwe und *Dōn-ouwe führte. Was Wunder, wenn mit dessen Ausgang durch das Spiel der Volksetymologie das ganz andersartige, ganz unverwandte und auch bedeutungsmäßig keineswegs passende Wort *auwe*, *ouwe* f. „Aue“ (älter *awja „von Wasser umflossenes Land, Insel, feuch-

tes Biesenland“) gleichgesetzt und nun erst der ganze Flußname, althochd. *Tuon-ouwa*, dem weibl. Geschlecht zugewiesen wurde. Daß die Grundform des Namens aber aus dem Keltischen stammen muß, zeigen uns die entsprechenden kelt. Flußnamen Großbritanniens: der auch aus der Dichtung bekannte nordwallis. Fluß *Dee*, älter *Dyfr-donwy* „Wasser des Donwy“, ist in seinem 2. Bestandteil durchaus identisch mit unserem *Donau*-Namen und spiegelt ein älteres **Dān-oviā* wider. Daneben aber hatte M. Jörster das Stammwort des Namens auf altkelt. Boden Englands und Schottlands auch noch mehrfach in der einfachen Namensform *Don* oder *Doon(e)* aufgezeigt, wovon die Mehrzahl in ihren erhaltenen älteren Formen sich auf kelt. **dān-* zurückführen läßt. Letzteres selbst, ein alter -u-Stamm *dānu-* „Fluß“, wurde, wie Schneyr vor dem Pariser Forum erstmals nachwies, ablautend und mit -jo-Suffix erweitert zu **Dān-ew-jo-s* „der zum Fluß Gehörige“, wohl „Flußgott“ und wahrscheinlich „Fluß“ selbst, was zu kelt. *Dān-ov-io-s* als der Grundlage aller Donanamen führte: eine Feststellung von entschiedenem Fortschritt, da sie über das Suffix Aufklärung schuf und dadurch die kelt., lat. und deutsche Namensform aus einer Grundform **Dān-ewjos* herzuleiten ermöglicht. Die Herkunft der beiden weiteren Schwarzmeerflüsse *Dnjestr* und *Dnjepr*, die vielfach mit *Don* und *Donau* in Zusammenhang gebracht werden, ist noch zu wenig geklärt um in den Kreis dieser Erörterung gezogen zu werden. D. Emmerig.

Zur Deutung des Namens *Tamfana*.

In seinen Annalen (I, 51) berichtet Tacitus von dem Heiligtum der „*Tamfana*“ (in anderer Überlieferung „*Tamfana*“), das die Römer dem Erdboden gleichgemacht hätten. Über den Namen dieser germanischen Göttin,

der zu Ehren die Marser das Erntedankfest feierten, liegen mehrere Erklärungen vor (1), doch hat keine davon allgemeine Zustimmung gefunden. Ich möchte daher eine neue, näherliegende versuchen.

In seinen „Germanisch-Finnischen Lehnwortstudien, ein Beitrag zur ältesten Sprach- und Kulturgeschichte der Germanen“ (Acta Societatis Scientiarum Fennicae, Helsingfors 1915), S. 14, bespricht L. E. Karsten das finnische, von den Germanen entlehnte Wort *tenho* Zauberkraft, Kraftäußerung, das im Esthischen als *tānu* vorliegt und dort auch noch die Bedeutung „Gott“ hat.

Diese finnisch-esthnische Wortgruppe verbindet Karsten mit gotisch *theihwō* „Donner“, das er aus urgermanisch *thenwōn* herleitet. Verwandt damit sind ihm altbulg. *toca* (aus urindogerm. *tonkia*) Sturzregen, russisch *tuca* Gewitterwolke, tschub. *tanka* Regenwolke. Er schreibt: „Das finnisch-estn. *tenho* scheint also ursprünglich eine Gewittergotttheit bezeichnet zu haben. Dafür spricht auch die finnische Ableitung *tenhottaa* durch ihre Deutung „lärmen“, die für finnisch *tenho*, Zauberkraft, eine Grundbedeutung „Donnergott“ oder „Donner“ voraussetzen läßt. Im Vergleich mit dem finnisch-estn. *tenho* dürfte auch got. *theihwō* nicht nur sprachlich, sondern auch inhaltlich eine jüngere Entwicklung darstellen. Es kann nämlich auf einen ursprünglichen Götternamen *thenhu* zurückgehen. Das gotische schwache Femininum würde diesenfalls am ehesten auf eine Gewittergöttin hindeuten, und dafür ließen sich weibliche Donnergotttheiten wie die altnordische *Þjorgyn* und die finnische „*Nauni*“ (aus urnord. „*Nauni*“ ...) heranziehen.“

Aus diesen so überzeugenden Darlegungen zieht Karsten nunmehr eine falsche Schlussfolgerung: „Der vielumstrittene germanisch-römische Gott *Mars-Tincus* ist meines Erachtens ein junger Vertreter des hier be-

sprochenen germanisch-finnischen *Tenhu*.“ – Im Gegensatz dazu meine ich: „*Mars Tincus*“ ist kaum bezweifelbar als „*Mars Thingus*“ erklärt und auf *Thiu*, den Herrn des Things, der Gerichtsversammlung, bezogen worden, aus dessen „Dingestag“ unser „Dienstag“ sich entwickelt hat. Er hat mit der von Karsten erschlossenen germanischen Gewittergöttin nichts zu tun. Viel näher liegt ein anderer Schluss: Wahrscheinlich gab es eine germanische Göttin *Thanhwana* (a statt e erklärt sich als andere Stufe der lautgesetzlichen Ablautreibe), das heißt: „Herrin des Gewitters“, eine Fruchtbarkeitsgöttin also. Ihr Heiligtum war für ein Erntedankfest daher der geeignete Ort.

„*Thanhwana*“ war für eine römische Junge unaussprechlich. Die germanischen Namen in römischer Inschrift geben immer nur Annäherungswerte an die tatsächliche Lautung. „*Tanfana*“ oder „*Tamfana*“ ist die römische Aussprache angepasste Wiedergabe des Namens der germanischen Gottheit.

Hermann Harder

(1) Vgl. de Vries: Altgerm. Religionsgeschichte, Bd. 1, § 150. Anm.

Die Bücherwaage

Hans Urbanek. Die frühen Grabgräberfelder Ostpreußens, in: Schriften der Albertus-Universität, Geisteswissenschaftliche Reihe, Band 33, Königsberg/Pr. 1941, Osteuropa-Verlag, 207 S. und 31 Taf. RM. 11.50.

Joachim Hoffmann. Die spätheidnische Kultur des Memellandes (10.–12. Jahrh. n. d. Zv.), in: Schriften der Albertus-Universität, Geisteswissenschaftliche Reihe, Band 29, RM.

nigsberg/Pr. 1941, Osteuropa-Verlag. 189 Seiten, 15 Tafeln und 1 Karte RM. 9.50.

Die Arbeiten von Urbanek und Hoffmann sind als Dissertationen bei Prof. Freiherr von Nitzsch in Königsberg vorgelegt worden und entspringen, da sie der Anregung von Nitzsch folgen, wissenschaftlichen als auch grenzpolitischen Notwendigkeiten und berücksichtigen Teile des fremdvölkischen Schrifttums der an Ostpreußen grenzenden Gebiete. H. Urbanek greift in seiner Arbeit ein Problem auf, dessen Lösung der ostpreussischen Vorgeschichtsforschung trotz weitgehender Erfolge insbesondere durch die Arbeiten von Engel und La Baume Schwierigkeiten bereitet und mehrfachen Schwankungen unterworfen war. Urbanek ist im Juni 1940 im Westen gefallen. Er hatte eine weitere Durcharbeitung der von ihm behandelten Fragen geplant. Doch führen seine schon abgeschlossenen Darlegungen zu einem Ergebnis, das, von eigenen, sehr langwierigen Untersuchungen ausgehend, dem von Engel gleicht. Die Flachgräberfelder der westmasuren Gruppe der ausgehenden Bronze- und frühen Eisenzeit, die in der gleichzeitigen Kultur der altpreuussischen Hügelgräber eine Sonderstellung einnehmen, sind nicht Zeugnisse der Lausitzer Kultur, wie es auf Grund mancher Ähnlichkeiten im Grabbrauch und Tongeschirre häufig vermutet wurde, sondern geben ein Bild von der Herausbildung der galindischen Stammeskultur im Rahmen des altpreuussischen Volkstums, wobei Urbanek eine Einwanderung altpreuussischer Volksteile aus dem Weichselgebiet für die Entstehung der westmasuren Gruppe der Flachgräberfelder annimmt. Es ergibt sich für die Zukunft die Notwendigkeit, das Fundmaterial jenseits der alten Grenzen Ostpreußens noch mehr zu berücksichtigen, als es Urbanek den Umständen entsprechend möglich war. Ein bedeutender Wert der Arbeit

liegt nicht nur in der Auswertung, sondern auch in der sorgfältigen Vorlage des einschlägigen sehr reichhaltigen Fundmaterials. Durch ausführliche Materialbehandlung zeichnet sich auch die Arbeit von Hoffmann aus, die die Endphase der Kulturentwicklung im Memelland vor Beginn der Ordenszeit untersucht. Auch die Behandlung von Zeitabschnitten, die schon zum Teil in das Licht der sogenannten Geschichte treten, und auch auf Grund schriftlicher Überlieferungen beleuchtet werden können, ist mit Hilfe der Methoden der Vorgeschichtsforschung sehr lohnend und ergibt meist erst gesicherte Resultate und auch neue Ergebnisse für das Geschichtsbild. Das gilt natürlich insbesondere für die Gebiete, in denen die Sachgüter an sich bis in sehr späte Zeit hinein die Grundlage für die Forschung bilden müssen. So beschäftigt sich die Arbeit Hoffmanns angelegentlich mit der Fundgruppierung und Zeitbestimmung der Bodenfaltertümer des 10.-12. Jahrhunderts im Memelland. Auf Grund jener Untersuchungen kann er die Kultur des Memellandes mit der des Gebietes an der westlitauischen Küste bis nach Nordkurland hin verknüpfen und das Volkstum der dort siedelnden Bewohner im genannten Zeitabschnitt als das der Kuren angeben. Die von Siedlungsgeographen hervorgehobene Tatsache der Siedlungsleere des Memellandes zu Beginn der Ordenszeit im 13. Jahrhundert wird auch auf Grund der Bodenfunde festgestellt. Damit fällt die von Eitauern in vergangenen Jahren vielfach herausfordernd aufgestellte These von einer ur-litauischen Bevölkerung des Memellandes in sich zusammen.

Die eingangs erwähnten grenzpolitischen Gesichtspunkte weiten sich auch bei den beiden vorliegenden Arbeiten heute zu einem Blick auf Gebiete, die außerhalb der alten Reichsgrenzen liegen und der deutschen Forschung weite Aufgaben zuteilen. W. von Seefeld

In den Beiheften der Zeitschrift „Germanien“, Monatshefte für Germanenkunde, erscheint im Herbst 1942 als Beiheft 3:

A. BOHMERS • DIE AURIGNACGRUPPE

Eine Einteilung der ältesten Kunst der Urzeit. Format 17×25 cm. 46 Seiten Text und 43 Abb. auf Kunstdruckpapier. Kartoniert etwa RM. 2.50.

Beiheft 2:

GEORG INNEREBNER • SONNENLAUF UND ZEITBESTIMMUNG IM LEBEN DER URZEITVÖLKER

Im Herbst wieder lieferbar. Format: 17×25 cm. 48 Seiten, 10 Bilder, 14 Diagramme, Kunstdruckpapier. Kart. RM. 2.—.

„Die Arbeit zeigt auf anschauliche Weise für jeden der gewöhnlichen Schulmathematik mächtigen Leser, worauf die Himmelsbeobachtungen und Berechnungen der einfachen Zeit- und Ortungsbestimmung nach dem Sonnenlauf beruhen. Für den Naturfreund, der nach lebendiger Anschauung trachtet, sind die prächtigen Photos mit den Sonnenstandsketten über dem Horizont im Hochgebirge besonders erfreulich.“ „Völkischer Beobachter“ München I. V. 1942

Beiheft 1:

ALTHEIM-TRAUTMANN • KIMBERN UND RUNEN

Untersuchungen zur Ursprungsfrage der Runen. Jetzt lieferbar. Format: 17×25 cm. 65 Seiten, 29 Abb., 1 Karte, Kunstdruckpapier. Kart. RM. 3.50.

Die Frage nach dem Ursprung der Runen gehört zu den brennendsten der germanisch-deutschen Frühgeschichte. F. Altheim und E. Trautmann-Nehring, bekannt durch ihre Felsbildfunde in der Val Camonica, haben sich schon einmal zu dieser Frage geäußert. Kimbern und Illyrier, Alpenstraßen und Handelsgeschichte, Felsritzungen und Loshölzer — diese und andere Teilfragen werden in ein völlig neues Licht gerückt.

AHNENERBE-STIFTUNG VERLAG • BERLIN-DAHLEM



Einnachen kinderleicht mit Frico

rohe oder gekochte Früchte mit oder ohne Zucker in Zubindegläsern und -gefäßen Beutel 20 Pfg.

Hersteller: Frico-Dortmund-Postfach 223-Ruf. 34732

Hauptvertriebsleiter: Dr. J. Otto Wasmann, Berlin-Dahlem, Pöhlstr. 16. Anzeigenleiter: Gerda Grünberg, Berlin-Dahlem. Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, Auslandallee 7-11. Buchdruck Kasper & Callmey, München. Offsetdruck J. P. Himmer, Augsburg. Gesamte grafische Gestaltung: Eugen Nerdlinger, Augsburg.